Georg Forster.

Georg Forster.

Lichtstrahlen

aus seinen Briefen

an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese

und aus seinen Werken.

Mit einer Biographie Forster's.

Von

Elisa Maier.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1856.

Inhaltsverzeichniß.

Vorwort.

Als wir vor einigen Jahren die Schrift: „Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen“, veröffentlichten, war dabei ein Mann zu besprechen, dessen Angedenken noch immer warm und freundlich in der Erinnerung der Zeit dasteht; und so gewann sich denn unser Versuch bald einigen und bis zur Stunde ausdauernden Erfolg bei der Lesewelt. Bei der Freude über diesen guten Empfang, welchen unsere Schrift gefunden hatte, ließ sich jedoch die Bemerkung nicht abweisen, wie doch meistentheils nur solcherlei schriftstellerische Versuche die Gunst des Publicums sich rascher erwerben, in denen ein dem Empfinden und dem Sichbefinden der Zeitgenossen eben bequem liegendes, verwandtschaftlich aussehendes Charakterbild, oder eine unsern laufenden Interessen zusagende, schmei-

chelnde Thatsache vorgeführt wird. Und die Gründe, warum gerade ein solches Menschenleben, wie das eines Wilhelm von Humboldt, mit den Neigungen des Publicums zusammentraf, liegen auf der Hand. Unser Geist, sagt die Goethe'sche Epistel, liebt es, schon gewohnte Bahnen immer wieder aufzusuchen. Wilhelm von Humboldt war an Thätigkeit und Schicksal unter den ihm verwandten Zeitgenossen ein vorzugsweise Glücklicher gewesen. Im Bereiche seines Wissens, im Kreise der ihm ebenbürtigen Geister, im Befang eines mit Glücksgütern und mit Liebe gesegneten Hauses, im Bunde mit dem großen Bruder — wie viel Freiheit, Heil und Segen war da für sich und Andere! Hochgeliebt als Gatte, engbefreundet mit Schiller, theilte er den steten Ideenaustausch mit unsern geistigen Vormännern, genoß er den leise verewigenden Umgang mit den besten Künstlern und Gelehrten. Und also noch dazu der glückliche Bruder eines Alexander, der jetzt noch Sorge trägt, die ihm selber vergönnte längere Lebensdauer dioskurenartig mit Demjenigen zu theilen, der ihm schon zu den Schatten vorausgegangen ist. Und nur auf kurze Augenblicke unterbrach Wilhelm diesen Frieden seines Lebensganges durch Uebernahme äußerlicher fremdartiger Geschäfte;

nur einmal trat er heraus aus dem reizenden Glücke seiner tusculanischen Freiarbeiten, um die Verwaltungsarbeiten im geistigen Haushalte des Staates und seines besondern Vaterlandes zu leiten. Was Andern das Ziel ihrer Wünsche ist, Ehre, Rang, großartige staatsmännische Thätigkeit — war ihm nur ein Moment; denn sobald ihn hier die Parteien in ihre trüben Wirbel zu ziehen drohten, trat er wieder von den Aemtern zurück und widmete sich abermals jener liebenswürdigen Friedfertigkeit, die in den Sprachstudien und in dem Umgange mit Ideen liegt. Nicht einmal jene philologische Zanksucht, nicht einmal die literarische Ränkemacherei, die sich doch sonst an allen unsern Größen, von Winckelmann und Lessing an bis auf Goethe, vergriffen hat, störte ihn in diesen Arbeiten, ja sie erreichte ihn nicht einmal; denn ihre grobe Berührung drang gar nicht hindurch in die natürliche Vornehmheit dieses gelassenen Mannes, in die scheinbare Unbeschränktheit der Mittel, die seine Person äußerlich und innerlich deckten. Wie wenig also oder vielmehr, nach gewöhnlichem Maße gerechnet, wie so gar nichts ging diesem mit Herzensgüte, Geistesschärfe, mit Strebsamkeit und Gelingen gleichmäßig ausgestatteten Manne ab, um in unserm Angedenken als die

von Heiterkeit mild leuchtende Gestalt eines glücklichen, liebevollen und immer noch begehrten Menschen fortzudauern.

Aber um so lockender schien uns nun die Aufgabe, auf dieses Charakterbild ein zweites folgen zu lassen, das durchaus nur die völlige Gegenseite des ersten zeigt: das Unglück, die Ruhmlosigkeit, eine schon ein halbes Jahrhundert andauernde unverschuldete Verkanntheit — und das doch desselben Glückes ebenso werth gewesen wäre, ja es wol noch allseitiger gefaßt hätte, wie jener Glückliche es genoß und faßte. Dazu wählten wir nun den geliebten Lehrer des Humboldt'schen Brüderpaares, jenen großen Dulder, Georg Forster, welchem ein letztgesprochenes Wort Alexander's neulich erst noch nachgetrauert: „Auch dieses so edle, gefühlreiche, immer hoffende Leben durfte kein glückliches sein!“ („Kosmos“, II, 72.)

Als wir uns diesen Stoff wählten, leitete uns ein Zweck, den wir mit den gewöhnlichern der jetzigen Publicistik keineswegs verwechseln lassen möchten, wonach man mit dem bittern Lebensschicksale und Leiden eines braven Mannes halbe Tragödien ablegt und das Mitleid zum Schluß auf die Bühne herausruft. Denn was sollte es auch, die Wiederholung dieses trägen und unfruchtbaren Mitleidens!

Vielmehr wünschten wir nach den ganz beschei-
denen Kräften, die uns zustehen, Forster's
Leben und Wirken als eine Quelle solcher Er-
kenntniß zu benutzen, die man in ihrem großen
Inhalte nationale Erkenntniß nennen sollte, sol-
cher geschichtlichen Erfahrungen, von denen wir
annehmen müssen, daß sie dem Volke ganz be-
sonders noch nöthig und heilsam seien. Denn
solcherlei Erkenntnisse, wie sie hier genannt wor-
den, und wie sie von Forster reichlich erprobt
worden sind, scheinen noch lange nicht einhei-
misch genug. Oder sollte dies nicht schon aus
der unbestrittenen Thatsache erhellen, daß die
Mehrzahl eines Volkes, obschon man ihm fort-
während vorwirft, es habe allzu viel gelesen und
allzu wenig gethan, mit Forster's Werken nahezu
noch am allerwenigsten sich vertraut gemacht
hat? Daher rührt es denn auch, daß man,
um heute von Forster ein öffentliches Wort zu
sagen, beinahe in jenem Stile der „Rettungen"
über ihn handeln müßte, in welchem einst Les-
sing über vergessene Männer und die ihrem We-
sen anklebenden Märchen geschrieben hat. Und
doch ist Forster erst seit einem Menschenalter
ins Grab gegangen! Daher rührt es ferner
auch, daß wir zwar den Mann loben, den An-
dere vor uns gelobt haben, daß wir ihn seiner

Grundsätze wegen wol auch preisen und in dem gleichen Athemzuge diejenigen mit ihm, welche seiner Grundsätzlichkeit den Rücken kehrten oder an ihr zum Verräther geworden sind. Es hat ihn uns der „Kosmos" (II, 72) als denjenigen Schriftsteller unserer Literatur genannt, welcher am kräftigsten nnd am gelungensten den Weg eröffnete, auf dem sich unser Gesichtskreis zur Größe einer Weltanschauung erweiterte. Es hat ihn uns noch in diesen Jahren Gervinus („Geschichte der deutschen Dichtung", V, 389) angepriesen „als einen der classischen Schriftsteller unserer Sprache, als einen der seltensten Menschen aus dem Kreise unserer Gelehrten", und eben derselbe Historiker begleitete Forster's „Sämmtliche Schriften", von seiner Tochter herausgegeben, mit einer trefflichen Charakteristik. Müssen wir aber von ihnen, da wir sie nun besitzen, nicht immer noch jenes alte Epigramm wiederholen:

Wir wollen weniger gepriesen
Und fleißiger gelesen sein.

Das ist mehr als ein Mangel und Misstand; es ist Widerspruch und Selbsttäuschung. Hat uns nun längere Betrachtung solcher Täuschungen endlich selber die Binde von den Augen gezogen, so dürfen wir vielleicht auch An-

dere auf den Punkt hindeuten, der jetzt für uns in Aussicht gekommen ist. Hängt es doch ganz mit dem religiösen Glauben zusammen, daß der Gedanke, der in uns, wenn auch nicht zum Ende, so doch zum Frieden und zur Ergebung geführt hat, auch dem Andern ein begehrtes Ziel werden könne, und ist doch dieser Gedanke ein ganz bescheidener. Wir überschätzen also bei einem solchen Vorhaben unsere Kraft keineswegs. Nur eine Sammelschrift ist es ja, was sich hier darbietet, geordnet nach jenen Gesichtspunkten, welche ein liebevoller Umgang mit einem reichen Geiste endlich in große Aussichten verwandeln kann. Es besteht diese Schrift nur in einem eifrigen Nachgehen jener Wege, wie einst ein tapferer Mensch sie einschlug in der Oeffentlichkeit der europäischen Ereignisse und in der Verschwiegenheit seines eigenen Hauses. Von eigenem Erfolg und Arbeitsverdienst zu sprechen fällt uns nicht ein; lieber heißen wir ein Abglanz des Schattens und ein Echo der Worte, wenn das Wort wahr, und es der Schatten ist, den ein Geist wirft. Das Herz weiß und hofft, daß die Wahrheit alle Zeit zu ihrem Siege gelangt; doch meint es sich selber zu genügen, wenn es ihr auch nur einen Fußschemel voraustragen darf; es kann dann um

so eher an die Ankunft jener Berufenen glauben, die im Stande sind für die Triumphe des Genius den bleibenden Thron zu bauen.

Wilhelm von Humboldt's Name und Thätigkeit lebt unter uns fort; Forster's nicht. Des Einen Schriften sind durch ein allgemeines Uebereinkommen in Ehre gehalten, und nur insofern nicht verarbeitet, als sie nicht allgemein verständlich sind; des Andern Schriften dagegen sind geradezu volksthümlich schön und bleiben dabei unbeachtet. Sie sind ursprünglich beargwöhnt, wiederholt belobt und im Ganzen ungelesen. Wichtige Fragen beschäftigten Forster als Autor; er betrachtete sie mit einem in seiner Zeit ganz seltenen, äußersten Ernst. Sie trieben ihn zuletzt aus der Literatur hinaus, weil sie deutlicher als Bücher erklärten, wie weit man sich in Deutschland den Thatsachen vorausgeschrieben hatte. Daraus entsprang Forster's Schicksal, seine nachmalige Verlassenheit, daß er in einer Epoche, in welcher die Literatur noch die einzige Erkenntnißquelle des deutschen Volkes war, von dieser Literatur ab und auf das nützlichere Gebiet der bürgerlich politischen Thätigkeit überging. Wie leicht doch wäre es auch ihm gewesen, jenen Ruhm, welcher schöngeistigen Arbeiten damals so rasch nach-

folgte, auszubeuten gleich Andern; denn auch er hatte ja dem ästhetischen Bedürfnisse der damaligen Deutschen bereits seinen Tribut unter allgemeiner Lobesbezeugung abbezahlt. Er hatte die indische „Sakuntala“ übersetzt; noch Goethe bespricht in enthusiastischen Versen diese taktvolle Bearbeitung. Er hatte naturbeschreibende Aufsätze geliefert, und noch Alexander von Humboldt sagt, daß in ihnen Alles sich vereinigt findet, was der Naturanschauung Wahrheit und Anschaulichkeit gewähren kann. Sein Aufsatz „Tahiti“ ist ja zur Stunde noch eine immer wiederkehrende Nummer in den hundertlei Mustersammlungen deutscher Prosa, mit denen das Publicum, wenn es sie gelesen hat, weiter nichts mehr anzufangen weiß. Allein Forster wollte nicht weiter in einer solchen Nationalliteratur mitspielen, zu welcher freilich Alles schon vorhanden war außer der Nationalität selber; er wollte nicht noch länger in einer wissenschaftlichen Bildung weiter arbeiten, die ihm wie einst schon einem Hutten auf bloßen Luxus hinauslief, die ihm schon deshalb auf bloßer Täuschung zu beruhen schien, weil sie immer noch zu keiner politischen Bildung geführt hatte. Eine solche Lähmung des Volkes und Ziellosigkeit der allgemeinen Lage, wie sie Lessing, Schiller und

Goethe scharf bezeichnen, mußten dem aufrichtigen Forster alles Fortarbeiten auf dem ästhetischen Gebiete nicht blos verbittern, es mußte ihm sogar als ein Vergehen gegen Wahrheit, Bürgerpflicht und Vaterland erscheinen. Forster wurde nothwendig ein Historiker, und da er auch hierin nicht beim Quietismus verbleiben konnte, sondern sich an denjenigen Ereignissen persönlich betheiligte und sich nicht vor ihnen versteckte, die selber ihn aufsuchten, so begann das Misverständniß über ihn auf allen Seiten, das vorsätzliche der boshaften Feinde und das schwachmüthige der unvorbereiteten Freunde. Ein Theil der Nation, der ihm auf ein Gebiet der Ereignisse, welches wir erst jetzt halb überblicken, damals noch gar nicht folgen konnte, sah in ihm den Abtrünnigen, und war sogar geneigt, ihn jenen angeblichen Hauptbösewichtern und Verschwörern beizuzählen, durch die damals die ganze Welt aus den Fugen gekommen sein sollte. Ein anderer Theil war zwar weniger schnell bereit, das Herz des Mannes zu verdammen, schalt nun aber um so schmähsüchtiger auf dessen verunglückte Professorenweisheit; man suchte auch da wie anderswo die Schuld falscher Schritte in den Büchern.

So ist das Andenken an den Staatsmann,

den Naturforscher, den Kunstkenner, den öffentlichen Lehrer, den Menschenfreund in der allgemeinen Entmuthigung beinahe erloschen. Dieses Haupt und Herz des Weisen, weil es nicht von der Sonne des Glücks beschienen war, wurden in unverdientes Dunkel zurückgestellt. Unbekümmert um diesen echten Freund des deutschen Volkes und Landes ließ man ihn vergessen in fremder Erde schlafen.

Es ist leicht gut sein und schön erscheinen, wenn die Wiege schon aus edelm Holze gezimmert ist und reich und fein zum voraus das spätere Ruhebette, in welchem der Liebling der Zeit ruhen soll; aber es ist zwei mal schätzenswerth und groß, wenn gemeine Streu das Lager war, von dem sich ein Namenloser emporhebt aus knechtischer Stille zu einer ihn und seine Zeit aufregenden Selbstkenntniß. Es ist freilich angenehm, mit jenen Glücklichen das Rosenlager zu theilen, und tiefschmerzlich an das verlassene Sterbebette des wackern Deutschen zu treten, während Frankreichs Hauptstadt rast und in Blut schwimmt, während vom Rhein her Verwünschungen gegen den Sterbenden und diese Blutmenschen zugleich erschallen!

Lebenslänglich in schwierigen Lagen schwe-

bend hat sich Forster auch zwischen den allmächtigsten Verhältnissen noch edel und männlich bewährt, von zarter Kindheit an bis zum Grabe den Mühsalen einer zweiten Odyssee ausgesetzt; denn wie wunderbar ist es doch, daß Homer's ältestes Wort auf den Mann unserer neuesten Geschichte paßt: „... Der vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt, vielfach umirrend, der auch soviel herzkränkende Leiden erduldet hat, der sich sehnte zur Heimat und zur Gemahlin, aber immer strebend für seine Seele zugleich und der Freunde."

Winterthur.

Elisa Maier.

Georg Forster's Leben.

Johann Georg Forster, am 26. November 1754 in Nassenhuben bei Danzig geboren, war das erste Kind Johann Reinhold Forster's, des reformirten Pfarrers jenes ärmlichen, preußischen Dorfes.

Das Familiensiegel wies die Verwandtschaft der Forster mit den in Schottland wohnenden Forester nach, und der eigenwillige Charakter des Theologen deutete auf jene opponirenden Anhänger des Hauses Stuart zurück, welche nach Karl's I. Tode flüchtigen Fußes das Land verlassen mußten und sich in Polnisch-Preußen ansiedelten.

Johann Reinhold Forster hatte auf der Universität Halle erst die Rechtswissenschaft studirt und diese dann verlassen, um in der Heilkunde Meister zu werden. Doch das wollte der entschiedene Vater nicht; „Jus oder Theologie!" sagte er dem Sohne, und dieser wählte letztere.

Ohne innern Beruf zur Theologie lebte er ihr auch ohne Neigung, nahm dem alternden Vater zuliebe die kleine Pfarre in Nassenhuben an und verscherzte darüber die Gunst der reformirten Gemeinde in Danzig. Ein armes, liebefreundliches Mädchen ward seine treue, aufopfernde Gattin.

Reinhold fand weit mehr Befriedigung in der Erforschung der Natur und den Erfahrungswissenschaften als in der Gottesgelehrtheit, Buffon und Linné waren ihm lieber als der Katechismus; und er, der als sechsjähriger Knabe schon Polnisch, Lateinisch und Deutsch gesprochen hatte, machte sich nachmals leicht zum Besitzer von siebzehn Sprachen und blieb für die Classiker ein begeisterter Freund. Dazu trug er eine unbefriedigte Reiselust in sich und gerieth auf der wenig einträglichen Pfarrei mit seinen sieben Kindern und seinem Mangel an Oekonomie oft in eine bedrängte Lage. Wie sehr willkommen kam ihm daher 1765 der Antrag der russischen Regierung, die neuen Colonien an den Ufern der Wolga zu untersuchen.

Reinhold ging nach Petersburg und Moskau bis Saratow und dann weiter in die Kalmückensteppe und an den See Yeltow; der elfjährige Georg begleitete den Vater und sah sich schon damals mit Erfolg im Leben um. Was er im Pfarrhause zu Nassenhuben vom Vater in der Naturkunde gelernt hatte, das brachte er auf der rus-

sischen Reise zur Geltung, bereicherte sich in Geographie und Völkerkunde und lernte die russische Sprache im lebendigen Verkehr.

Gegen den Herbst nach Petersburg zurückgekehrt, erwartete Reinhold den verdienten Lohn für seine Nachsuchungen und seine Berichte. Aber wie nöthig ihm auch jener war, er bekam ihn nicht, weil er die Menschen nicht kannte, und es deshalb mit dem habsüchtigen Gouverneur zu Saratow verdarb. Eine zweite Arbeit, der Entwurf eines Gesetzbuches für die Colonisten, blieb gleichfalls unbelohnt, weil der gereizte, trotzig-stolze Mann die stipulirten 1000 Rubel nicht annehmen wollte; er glaubte, das Doppelte verdient zu haben, erklärte aber, daß er sich auch mit Einer Kopeke mehr als die bestimmte Summe begnügen werde. — Er erhielt nichts, und da seine arme Familie des Unterhalts bedurfte, sah er sich zu literarischen Arbeiten genöthigt; bei diesen nun mußte ihm sein Knabe Georg schon helfen, mußte Uebersetzungen liefern aus dem Französischen ins Russische; daneben erhielt er vom Vater Unterricht in Latein, Französisch, Russisch, Geographie, Statistik und Zeichnen.

Die Pfarrstelle in Nassenhuben ward während dieser langen Abwesenheit verscherzt; ohne seine Familie daselbst zu besuchen, nur auf eine neue Stellung sinnend, ging Reinhold Forster mit sei-

nem Georg nach England hinüber und benutzte als praktischer Mensch die langsame Ueberfahrt zur Erlernung der englischen Sprache. Vater und Sohn erlangten darin eine ziemliche Sicherheit, ehe sie Englands Boden betraten.

In England fanden Beide bald Beschäftigung; Reinhold wurde Lehrer der Naturgeschichte am College zu Warrington in Lancashire und übersetzte daneben fremde Werke ins Englische; Georg half dem Vater bei diesen Arbeiten und gab in einer Erziehungsanstalt bei Warrington Unterricht im Französischen und Deutschen.*) Wie früh auch des Vaters strenge Erziehung und der Familie Noth den Geist des Erstgeborenen entwickelte, sein Gemüth blieb kindlich und sein ganzes Wesen jugendlich. Hören wir eine hübsche Anekdote aus dieser Zeit: Der Weg zum Pensionate führte den jungen Lehrer an einem Bäckerladen vorbei, woher ihm stets frische Pastetchen entgegendufteten; er kaufte dort manchmal, öfter als seine schmale Kasse es erlaubte, und gerieth so in Knabenschulden. Nun kam arge Pein; er konnte ja gar nicht in die Anstalt, ohne an dem verlockenden und nun so bitter mahnenden Bäckerladen vorbeizugehen; oft rief ihm noch die Bäckerfrau die Schuld ins

*) Die ganze Familie wurde nun nach Warrington berufen.

Herz. Wie er nun einmal nach Hause zurückkehren wollte und schon lange bevor er den Bäckerladen erreicht hatte, wahre Seelenangst ausstand, wandte er sich mit einem Gebet zum lieben Gott, bat ihn, ihm doch aus dieser großen Noth zu helfen. Wie der gläubige Knabe den Blick wieder zur Erde wandte, blickte ihm aus der Stapfe eines Pferdehufes eine Guinee entgegen. Welch glücklicher Fund! Schnell eilte Georg zum Bäckerladen, zahlte seine Schulden, und von dem Ueberschusse kaufte der Ueberglückliche in der Freude seines liebewarmen Herzens einen goldenen Fingerhut für seine Schwester Wilhelmine.

Der Vater hatte den zwölfjährigen Knaben einem angesehenen Handelshause in London in die Lehre gegeben; Georg ertrug die Anstrengungen des Contor nicht, wurde krank und mußte ins Vaterhaus zurückkehren, wo er neuerdings für sein Alter ungewöhnlich fleißig und geschickt aus dem Schwedischen, Russischen und Französischen ins Englische übersetzte und so die Familie ernähren half. Daneben lernte er bei seinem vielfodernden Vater: Mineralogie, Zoologie, Mathematik und Physik, hörte philosophische Collegien, setzte sprachliche und literarische Studien fort.

Unterdessen eröffnete sich für Reinhold Forster die Aussicht, im Dienste der Ostindischen Compagnie nach Indien zu gehen; er eilte nach London,

die nöthigen Zurüstungen zu treffen; allein das Unternehmen zerschlug sich, und der Familienvater stand stellenlos in London. Gleichwol, da wollte er nun leben; es wurde viel übersetzt, viel geschrieben; aber die zahlreiche Familie bedurfte mehr, als der rastlose Fleiß von Vater und Sohn ins Haus bringen konnten; der junge Forster verlebte seine Jünglingstage in Noth und Sorge, in Sorge um die Seinen.

1772 ward dem Vater der Antrag, Cook auf seiner zweiten Entdeckungsreise als Naturforscher zu begleiten; „aber nicht etwa blos dazu, daß er Unkraut trocknen und Schmetterlinge fangen, sondern daß er alle seine Talente in diesem Fache anwenden und keinen erheblichen Gegenstand unbemerkt lassen sollte. Mit Einem Wort, man erwartet von ihm eine philosophische Geschichte der Reise, von Vorurtheil und gemeinen Trugschlüssen frei, worin er seine Entdeckungen in der Geschichte des Menschen, und in der Naturkunde überhaupt, ohne Rücksicht auf willkürliche Systeme, blos nach allgemeinen, menschenfreundlichen Grundsätzen darstellen sollte; das heißt eine Reisebeschreibung, dergleichen der gelehrten Welt bisher noch keine war vorgelegt worden." *)

Reinhold Forster war rasch entschlossen, sobald

*) Georg Forster's „Sämmtliche Schriften", I, 4.

ihm gestattet wurde, seinen siebzehnjährigen Sohn Georg mitnehmen zu dürfen.

Zwei wohlgewählte Schiffe wurden für drei Jahre mit allen erfoderlichen Vorräthen ausgerüstet. Vater und Sohn nahmen das Nöthige für die Weltfahrt mit; dieser vergaß seinen kleinen Schreibschrank von Acajou nicht. Den 13. Juli verließen die beiden Schiffe „Resolution“ und „Adventure“ Englands Küste. Forster sagt: „Ich kehrte einen Abschiedsblick gegen Englands fruchtbare Hügel zurück und ließ dem natürlichen Gefühl der Verbindungen, woran mich diese Aussicht erinnerte, freien Lauf, bis endlich die Heiterkeit des schönen Morgens und die Neuheit unserer Fahrt durch die glatte See die Oberhand gewannen und jene trüben Gedanken zerstreuten.“ *)

So machte denn der siebzehn Jahre alte Georg eine Reise um die Welt mit, erweiterte da seine Kenntnisse in den Naturwissenschaften, lernte Menschen und Länder kennen. Im paradiesischen Tahiti befiel auch ihn die schmerzliche Krankheit des Scorbut, die trotz aller diätetischen Vorsichtsmaßregeln, trotz aller Reinlichkeit beim Schiffsvolke überhandnahm. Forster verspürte die nachtheiligen Wirkungen dieses Uebels sein ganzes Leben hindurch; er konnte seiner Gesundheit nie mehr recht froh werden.

*) I, 32.

Dieses physische Uebel kam aber nicht allein über den guten Forster; es gesellte sich ihm ein anderes bei, das nicht minder schwer zu tragen war. Reinhold wollte nach der Rückkehr von der dreijährigen Reise (1775) eine Beschreibung drucken lassen, welche er sorgfältig ausgearbeitet hatte. Die Admiralität trat ihm entgegen, bestritt ihm das Recht dazu und entzog ihm auch den Antheil, der ihm früher an den Kupferplatten versprochen war. Das reizte den schroffen Mann umsomehr, als er schon während der langen Reise seine Ideen, seine Ansprüche zu wenig berücksichtigt geglaubt hatte. Und wie bedürftig war die Familie! Da that der Sohn, was dem Vater verboten war: der zweiundzwanzigjährige Forster nahm seine zahlreichen, genauen Notizen zur Hand, ergänzte Fehlendes aus des Vaters Tagebuche und schrieb die Reise nieder. Sie wurde 1777 in London gedruckt und macht nun die zwei ersten Bände seiner sämmtlichen Werke aus. Es flogen Streitschriften; aber der junge Forster widerlegte sie männlichen Muthes und Geistes; er hatte ja für all die Seinen einzustehen, und das machte ihn stark. Die Gegner schwiegen, und das Buch fand großen Beifall; war es doch jugendlich frei geschrieben, brachte es doch so treuen Bericht über den Naturzustand der Völker des südlichen Ocean.

In der Art, wie die Engländer die Indianer

behandelten, fand Forster Reste alter Roheit. Cook selbst, dem auf seiner zweiten Reise die Aufgabe geworden war, nachzuforschen, ob nahe am Südpol festes Land zu finden sei, Cook setzte er später ein bleibendes, ehrendes Denkmal in seiner Abhandlung: „Cook der Entdecker", die dann als Einleitung von Cook's dritter Reise gedruckt wurde. Der unermüdliche Eifer des großen Mannes, seine Ausdauer in Besiegung der Schwierigkeiten, die außerordentliche Benutzung der so flüchtigen Zeit, die durch ihn erlangte Erweiterung des geographischen Gesichtskreises: dies Alles und noch Manches dazu erregte Forster's wärmste Bewunderung. Es wollte ja dieser, sowie sein Freund und Gönner Wilhelm von Humboldt, vor allem Entwickelung der Individualität und somit der Menschheit, und wer zu dieser das Seine beitrug, der gewann seine Seele. Hören wir nun ihn selber in jener Abhandlung ein Wort sagen:

„Misbrauch kann den Werth der Dinge nicht schmälern; und doch sollte er es, sobald von Vernunft die Rede ist? Es sollte nun doch des Lichtes Schuld sein, daß ein Hohlspiegel seine Strahlen gebrochen zurückwirft? Nur das Heer der Mühseligkeiten soll aus Pandorens Büchse hervorgestiegen sein, damit der Allbegabte ihre Neugier ewig beweinte? Die griechische Fabel ist wenigstens consequent; denn sie heischt den Glauben an heim-

tückische, schadenfrohe Götter, die das prometheische Geschöpf verderben, aber nicht beglücken konnten; fürwahr eine trostlose Lehre! Wer bebt nicht vor ihr zurück und sieht umher nach einer bessern Ueberzeugung, die seiner Seele den Frieden wiedergeben kann? Wer sieht nicht lieber in Allem, was die Nerven zur Thätigkeit spannt, weise Vorsorge der Natur, die allmälig jede Kraft zur Entwickelung reif macht, während daß ihr großes Werk der Zeugungen unaufhaltsam fortschreitet? Wer schließt nicht vielmehr so: da jene Entwickelung eine wesentliche Bedingung unsers Daseins ist, so ist es ein Verdienst um die Menschheit, ihrer Betriebsamkeit einen neuen Schauplatz zu öffnen.

„So rufe ich denn: Segen über euch, ihr Beförderer der sittlichen Bildung, denen das Schicksal eine empfängliche Organisation verlieh, denen es Gaben schenkte, die in tausend Jahren nur einmal die Welt beglücken! Gern gehorche ich dem allgemeinen Gefühl, dieser heiligen Stimme der Menschheit, die euch, als wohlthätige Genien oder Halbgötter, dankbar verehrt.

„Cook's Entwürfe waren groß, durchdacht, wohlgeordnet und von männlicher Kühnheit; sein Genie beseelte ihre Ausführung und bürgte für den Erfolg. Die Ehre, das Ansehen, der Wohlstand seiner neuen Lage verengten sein Herz nicht und änderten nichts in seinem Betragen; er blieb nach

wie vor der Mann von einfachen Sitten, der zwischen seiner Pflicht und seinem Vergnügen keinen Unterschied kannte. Seine Empfänglichkeit für Begriffe und Gefühle war noch in voller Kraft und schien vielmehr mit jeder Reise zu gewinnen; ja, es finden sich, vorzüglich in der letzten, Spuren einer ungleich zartern Empfindung, als man in dem abgehärteten Seemanne gesucht hätte. Dieser Zug, wenn sonst keiner, gäbe schon ein vollgültiges Zeugniß für seine große Seele, deren stetswährendes Bestreben es war, sich immer vollkommener zu bilden. Kaum wird es jetzt noch befremdend sein, daß jener dunkle Trieb, sich hervorzuthun, der allmälig in Ehrgeiz und Begierde nach Wohlstand überging, sich bei einer so reich organisirten Seele zuletzt in ein weit feineres und edleres Gefühl für den Nachruhm verwandelte. Dank sei es der Natur, daß es Wesen von so empfänglicher Organisation gibt, welche dieser zarte Antrieb, der zugleich die Menschen in Liebe vereinigt, zu großen Thaten wecken kann! Läßt sich auch die Eigenliebe geselliger und liebenswürdiger denken, als indem sie dahin strebt, sich selbst in Andern lieben zu können?

„Vollständiger, als er es selbst voraussehen konnte, hat Cook auch diesen letzten Endzweck erreicht. Ich denke mir ihn, in der Schwärmerei eines Augenblicks, als einen der wohlthätigen Hel-

den des Alterthums, die auf Adlersschwingen zur Versammlung der seligen Götter emporgestiegen sind. Würfe er dann einen Blick vom Olymp auf die Erde, so sähe er eben diese philosophische Gesellschaft, die schon einmal seine Verdienste krönte, sein Andenken auf Münzen verewigen; er sähe die Zähre der Wehmuth fließen, so oft ein edler Mensch seinen zu frühen, von ganz Europa beklagten Verlust erfährt; er sähe sein eigenes Werk, die Geschichte seiner Reisen, ein besseres Denkmal als Erz oder Marmor werden; — er sähe auch die Freundschaft Blumen auf sein Grab streuen!"

So hochherzig sprach Forster von jenem Manne, der während der dreijährigen Weltreise Vater und Sohn oft gegenübergestanden war.

Was auch Georg für die Seinen that, wie viel er arbeitete, er vermochte es nicht, die große Noth im Vaterhause zu heben; da machte er im October 1777 eine Reise nach Paris, um allerlei Seltenheiten der Südseeinseln zu verwerthen. Auf dieser Reise kam er mit Franklin und Buffon zusammen und verkehrte auch mit den Akademikern Le Roy, Sage und d'Aubenton; aber materiellen Gewinn brachte er sehr wenig heim. Kümmerlich hielt sich die Familie hin, lebte meistens von Borg. Da riß die Geduld der Gläubiger, Georg Forster's Vater ward ins Schuldgefängniß Kings-Bench eingeschlossen. —

Der Erstgeborene und bisher immer der Einzige, welcher dem Vater die Familie ernähren helfen, fühlte tief, daß es nun an ihm sei, für die Seinen zu sorgen, den Vater aus dem Gefängniß zu befreien; er gelobte sich selbst, Rettung zu schaffen oder zugrunde zu gehen. Für seinen Vater Hülfe suchend ging er über Holland nach Deutschland. Aus Harwich schreibt er an seinen Vater:

„Ich bin gesund und frisch, geduldig und getrost, daß uns Gott nicht verlassen wird. Er hat seine überschwängliche Güte oft an uns bewiesen und wird uns auch noch unserm jetzigen Unglück und den Mühseligkeiten entreißen, die uns seit etlichen Jahren her gedrückt haben. Ich unterwerfe mich allen Prüfungen mit fester Versicherung, daß sie unser Bestes zum Zweck haben, und glaube, indem ich Alles den Schickungen des besten Wesens überlasse, nicht unrecht oder vorwitzig zu handeln, wenn ich es täglich um unser Aller Ruhe und zeitliches Wohl anflehe, denn auch hier auf Erden können wir einen gewissen Grad von Glückseligkeit erreichen, und warum sollten wir denn nicht darum bitten? O Gott, es kann uns noch belohnt werden, daß wir so lange gelitten, und vielleicht dient uns dann das Leiden, unser künftiges Glück besser zu ertragen, welches noch schwerer ist, als Widerwärtigkeiten auszustehen.

„Seit meiner Abreise haben mich diese und ähn-

liche Gedanken meistens beschäftigt. Eine Folge des Gemüthszustandes, in dem ich wegging, und der viel trauriger und bitterer war, als ich ihn bisher je erfahren. Doch dies mußte auch der Fall sein, da ich vorher noch nie so unter bedrängten und betrübten Umständen fortgereist bin. Möge doch Gott Sie und meine arme beste Mutter und meine Geschwister stärken und ihnen Zeit lassen, einmal von ihren ermüdenden Arbeiten und bittern Nahrungssorgen auszuruhen."

Und an seine Mutter vom Haag aus:

„Nur der Gedanke an die Meinigen in England hat meine ganze Seele beschäftigt und mir manchen trüben Augenblick gemacht. Ich war nicht so, als ich nach Frankreich reiste, aber freilich haben sich die Umstände sehr geändert, und ich habe jetzt nicht alle die Beweggründe zur Beruhigung, die ich damals hatte. Dennoch wünschte ich, ja ich bete fast darum, daß es mir gelingen möge, den quälenden Sorgen weniger nachzuhängen, indem ich dadurch untüchtig werde, andern Leuten, mit denen ich umgehen muß, Gesellschaft zu leisten, und mir selbst in anderer Leute Meinung Schaden thue. — Sind Sie gesund, meine theure Mutter? Sind Sie einigermaßen ruhig? Schickt Gott Ihnen Trost und Muth bei den Trübsalen, die Sie ausstehen müssen? Ist keine neue Noth auf unser bedrängtes Haus gefallen? Wenn ich doch Alles

wüßte und so beantwortet sähe, wie ich es mir wünschte! — Dann könnte ich auch vergnügter sein, und darum will ich machen, daß ich nach Amsterdam komme, wo ich Briefe von Hause zu finden hoffe."

Zwei Tage später:

„Meine Hoffnung, hier etwas loswerden zu können, hat der Wind verweht. Es ist dazu platterdings keine Möglichkeit. Ich bin in Gottes des Allmächtigen Hand und ergebe mich in seine Schickung. Ich sehe nichts als Finsterniß vor mir, aber sein Wille geschehe. Amen! O weh, mein armes Herz, ich kann jetzt nicht mehr schreiben."

Forster besah sich überall das Sehenswerthe, kam mit den bedeutendsten Männern zusammen und wurde wegen seines guten Herzens, seiner feinen Sitte, seiner Weltfahrt und seiner Kenntnisse viel eingeladen. Vom Haag schreibt er: „Nun bin ich im Haag, und wenn ich sechs Monate bleiben wollte, würde ich immer Einladungen, Freunde u. s. f. finden."

In Düsseldarf lernte er einen Mann kennen, der für längere Zeit großen Einfluß auf ihn ausübte: es war dies Friedrich Heinrich Jacobi. Forster schreibt:

„Ich fand einen überaus einnehmenden, scharfsehenden, einsichtsvollen Mann, voll Gefühl fürs

Schöne in allen Fächern, ganz voll richtiger Begriffe über die meisten Gegenstände. Goethe's Busenfreund, auch Wieland's, Lessing's, Klopstock's, kurz, aller deutschen Genien Bekannter, Correspondent und Freund."

„Man denke sich", sagt Gervinus *), „einen Jüngling von Forster's weicher Gemüthsart, der von früh auf nur an die Härte seines Vaters, dann an ein disciplinarisches Schiffsleben gewöhnt war, der in England jene sanften Charakterumrisse nie gesehen hatte, die dem gutartigen deutschen Geschlechte natürlich sind, der Sorge und Angst vereinsamt in sich trug und Elend zu Hause verlassen hatte, nun überrascht von der liebenden Theilnahme und dem ehrenden Empfang einer angesehenen vortrefflichen Familie, und man wird es begreifen, daß seine sanfte Seele überfloß in Vertrauen und Liebe, in Wonne und Wehmuth, denn das niegesehene Glück in diesem Cirkel berührte ihn bei seiner eigenen Lage mehr mit Schmerz als mit Freude."

Das Glück dieser Familie rief ihm das Unglück der seinen in die Seele:

„Wie ist's zu Hause? — Darf ich der süßen Hoffnung Gehör geben, die mir auf einer Seite winkt und mir Trost und Geduld einspricht, oder

*) VII, 20 und 21.

muß ich die schrecklichen Träume glauben, die mich nächtlich quälen und ängstigen? O gewiß, die Wonne, die mich bei Tage umgibt, muß ich Nachts doppelt büßen, und selbst wenn ich den guten Jacobi zwischen seinen beiden Schwestern sitzend, von beiden geliebt und so ganz glücklich sehe, gehen mir die Augen über, und ich möchte sogleich vergehen. Gott! ich saß ehedem auch so! zwar nicht zwischen glücklichen Schwestern, aber doch bei ihnen, half ihren Kummer tragen, half Trost und Hoffnung einsprechen, die in meinem eigenen Busen nicht wohnten, und jetzt? wo sind sie? was wird aus ihnen? wem haben sie ihr Herz auszuschütten, wie sie es ihrem Bruder zu thun pflegten? Lassen Sie mich, liebster, theuerster Vater, fragen, wie Alles geht; lassen Sie mich in Kassel wissen, wie Sie so gesund, voll Zuversicht und von der Vorsehung nicht verlassen leben, so ruhig und still Alles um Sie ist, damit der Tumult in meiner Seele gestillt werde, und ich kniend meinem Gotte danken möge. O daß ich keine neuen Besorgnisse, keinen neuen Jammer erleben müsse! wie könnte ich ihn ertragen!"

So sehr warf das Unglück der Seinen den kühnen Jüngling der Südsee danieder; Gottvertrauen allein richtete ihn stets wieder auf. — Er hatte getrocknete Pflanzen nach Holland mitgenommen, einen Ballen von 68 Pfund und noch allerlei Na=

turalien und Seltenheiten in seinem Koffer. Mit dem Ertrag dachte er theils die Reise zu bestreiten, theils das Vaterhaus zu unterstützen. Die Hoffnung schlug fehl. Dagegen wurde er 1778 Professor der Naturwissenschaften am Carolinum zu Kassel mit einem Gehalt von 450 Thalern. Forster hätte diese Stelle so gern seinem Vater übertragen; allein die Besoldung war zu klein für einen Familienvater, und man begehrte des Sohnes und nicht des Vaters.

„Die zwei Umstände, die mich am meisten unglücklich machen, sind die dringenden Bedürfnisse meines Vaters und seiner großen Familie, denen ich bisjetzt noch nicht im Stande bin, unter die Arme zu greifen, und dann das besonders Drückende, mit Schulden anzufangen, dem ich mich nun durchaus habe unterwerfen müssen, um vor Unthätigkeit nicht Alles zugrunde gehen zu lassen. Das Bewußtsein, daß in London weiter nichts zu thun sei, beschleunigte meine Abreise nach Deutschland, nicht sowol um für mich zu sorgen, sondern um für meinen Vater irgendeine Lücke auszuspähen, wo der unglückliche, betrogene Mann zur Ruhe kommen, d. i. in Sicherheit vor der schweren Last der Nahrungssorgen, fortarbeiten, der Welt und sich selbst wieder nützlich sein könnte.... Ich sprach umsonst, daß man meinen Vater herbeirufen sollte.“

Vom Fürsten von Dessau erhält er für seinen Vater ein Geschenk, das er nur mit schwerem Herzen annimmt; wie gern hätte er diese Summe verdient! Kindesliebe und der Stolz, der vom Vater auf ihn übergegangen war, kämpften oft in ihm.

Um weiter für seinen Vater suchen zu können, erbat er sich einen dreimonatlichen Urlaub, brachte mit Hülfe der deutschen Freimaurerlogen eine Summe zusammen, den Vater aus dem Schuldthurm zu befreien, und hatte dann die süße Befriedigung, ihm eine Professur in Halle zu erwerben.

In Göttingen, wohin Forster zunächst reiste, lernte er Lichtenberg, Heyne, Kästner und viele andere berühmte Männer kennen; der junge liebenswürdige Weltumsegler wurde recht gefeiert, bei Lichtenberg mußte er logiren. In Braunschweig kam er mit Eschenburg, Lessing, Jerusalem und Leisewitz, dem Verfasser von „Julius von Tarent" zusammen und verlebte auch dort angenehme Tage. Berlin hatte sich Forster anders gedacht, als es ihm dann in Wirklichkeit erschien: viel Ueppigkeit, Prasserei, Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Die Geistlichen gefielen ihm gar nicht: „Ich erwartete Männer von ganz außerordentlicher Art, reiner, edler, von Gott mit seinem hellen Licht erleuchtet, einfältig und demüthig — wie Kinder. Und siehe, da fand ich Menschen wie andere, und was das Aergste war, ich fand den Stolz und den

Dünkel der Weisen und Schriftgelehrten." Spalting gefiel ihm noch am besten; Nicolai nennt er einen angenehmen Gesellschafter, einen Mann von Kopf, freilich von sich etwas eingenommen.

„Engel", schreibt Forster, „ist ein launisches, aber sehr gelehrtes Geschöpf, munter und dann wieder ganz still wie alle Hypochondriker. Ramler, die Ziererei, die Eigenliebe, die Eitelkeit in eigener Person. Sulzer trotz aller Schmerzen und Schlaflosigkeit heiter und theilnehmend bis zum Augenblick des Todes."

Während fünf Wochen, die er in Berlin verlebte, war er in 50—60 verschiedenen Häusern zum Mittag= oder Abendessen eingeladen worden. Man überschüttete ihn mit Fragen, und müßige Leute gaben ihm viel zu schaffen. Die Frauen gefielen ihm gar nicht, er fand sie voll Eigenliebe, Koketterie wie in Paris, „wo der Ton der guten Gesellschaften auf eben solche fade, abgeschmackte Witzelei und Complimente und auf das unaufhörliche Ersinnen der sogenannten jolis riens gestimmt ist, wo gar nichts gedacht, und außer der größten Wollust gar nichts gefühlt wird. Und dies von dem fürstlichen Cirkel bis zum bürgerlichen hinab. Ausnahmen trifft man in allen Ständen an".

Forster mußte seines Vaters wegen mit allerlei Menschen verkehren und durfte gerade die Großen

nicht vor den Kopf stoßen. Er wußte sich besser zu fügen als Goethe, der in Berlin allgemein misfallen hatte und seinerseits mit der „verdorbenen Brut“ unzufrieden war.

In Klosterbergen sah er einen Freund seines Vaters, den Abt Resewitz, half dessen Geburtstag mitfeiern und freute sich über den herrlichen Mann. „Die Fürsten in Dessau fand Forster gut und edel“, Menschen, die selbst vergessen und ihre Gäste vergessen lassen, was Fürst ist, wenigstens im Auge der Welt ist. Er schrieb an seinen Vater: „Jetzt bin ich wieder mit dem Geschlecht der Durchlauchtigkeiten so halb versöhnt, um der guten Fürsten willen, die ich hier fast noch besser finde als in England.... Für das bischen Höflichkeit, das wir ihnen damals in London erwiesen, können sie sich nicht oft genug erkenntlich zeigen, und von den paar Lappen tahitischem Zeuge, die wir ihnen gaben, habe ich alle Tage hören müssen.“

Mit seiner eigenen Stimmung war Forster gar nicht zufrieden; er fand sich stumm und dumm, sein Gedächtniß nicht so treu wie gewöhnlich: „In meinem Kopfe war und ist es noch wüst und leer. Des Menschen Seele ist ein unbegreifliches Ding! Bald Feuer und Aether, bald betäubt und in sich selbst verschlossen.“

Mit dem Erwachen des Frühlings kehrte For-

ster nach Kassel zurück; er fand die Gegend reizend schön, die Obstgärten mit einer Verschwendung von Blüten prangend; allüberall Nachtigallen. Sein ganzes Wesen war mit herrlichen Gefühlen erfüllt.

In der Rede, welche er beim Antritt des Prorectorats am Collegium Carolinum in Kassel hielt, wies er mit Ernst auf die Wichtigkeit derartiger Institute hin, erinnerte an die verschiedenen Individualitäten, welche dahin kommen, und an die Nothwendigkeit, jede ihrer Natur gemäß zu bilden, damit ihr das Glück nicht für immer verschlossen sei.

Das Carolinum beschäftigte ihn nur den kleinern Theil des Tages; Umgang hatte er nicht viel, Bibliotheken fand er keine und nur eine sehr unbedeutende Naturaliensammlung; umsomehr fühlte er das Bedürfniß da- und dorthin zu reisen, diese und jene Büchersammlungen, Instrumente zu kaufen; allein dazu fehlten ihm die nöthigen Geldmittel; er mußte mit dem kleinen Einkommen nicht nur sich erhalten, sondern auch die Seinen unterstützen. Seine aus England nach Hamburg gesandten Pflanzensammlungen, Bücher u. s. w. hatte er auf einem gestrandeten Schiffe verloren.

Ein lange genährter Wunsch war ihm in Kassel in Erfüllung gegangen, der, lehrend zu lernen. „Ich fühle täglich, seitdem ich hier das Lehramt

angetreten habe, wie richtig dieser Wunsch auf meine übrigen Kenntnisse paßte; denn die Routine, die systematische, einmal angewöhnte Art zu lehren und zu dogmatisiren, die so unentbehrlich ist und wozu viele theoretische Kenntnisse gehören, ist mir völlig ein Geheimniß. Vielleicht aber würde selbst ein zweijähriger Aufenthalt auf irgendeiner Universität (so sehr ich für meine Person an Wissenschaft gewönne) mir diese Routine nicht geben, weil ich — mich genug zu kennen glaube, um sagen zu dürfen, daß ich mich fürs Lehramt gar nicht schicke. Naturkunde ist eine Wissenschaft, in der man durchaus fortgehen muß, wenn man Vergnügen davon haben will; das kann der Professor eigentlich nicht, ich muß gestehen, daß es mir durchaus nicht im mindesten schmeicheln würde, auf der besten Universität Professor zu werden."

Freundschaft that ihm über Alles wohl, erfüllte seine liebebedürftige Seele mit den süßesten Empfindungen; er schwärmte für Jacobi und war überselig, daß dieser seine Gefühle erwiderte: „In meiner Einbildungskraft stehen Sie vor mir. Ich schaue in das weite, offene, durchdringende Auge tief hinein, ein heller Lichtstrom fließt aus Ihrem Blick, den ich begierigst einschlürfe. Dann überfällt's mich wieder, daß ich die große, weitschauende Seele nicht fassen kann; das Gefühl eigener Schwäche drückt mich nieder, und der Lichtstrom brennt wie

elektrisches Feuer, daß ich nicht länger im Stande bin, ihn zu ertragen — und blinze. Courage mon coeur! wieder aufgeschaut! Nicht in die funkelnden Augen, sondern auf die schöne, hohe, freundliche Stirn, die wieder sanftes Zutrauen erweckt, die mir meinen Platz in dem edelsten Herzen anwies und meines Jacobi's Hand mir reichte, wo die Sonne so warm, wohlthätig und milde scheint....

„Wenn Sie mich in die Zahl Ihrer Lieben schließen, fühl' ich mein ganzes Wesen erheitert. Sie sind mein Freund, weil mein Herz Ihnen von einigem Werth zu sein schien, nicht weil etwa ein Empfehlungsschreiben Sie dazu bestochen hatte, und Freunde dieser Art, die uns das Glück nur schenken kann, sind immer uns soviel näher und lieber. Wenn ich bedenke, wie manches fruchtlose Empfehlungsschreiben ich abgegeben und demungeachtet meine besten Freunde Diejenigen sind, die ich nicht zu finden hoffte, zu denen ich keinen Weg wußte, — so bewundere ich das Labyrinth der Vorsehung und danke Gott im Innersten der Seele.

„Guter, Edler, wie komme ich dazu, daß Sie sich meiner annehmen, der ich Ihnen nichts bin als vielleicht eine gute Seele! Es ist in diesem Augenblick, als entflöhe mir jedes Wort, jeder Ausdruck, der Ihnen mein Gefühl darstellen könnte, und hätte ich sie alle, die todten Worte, wie leblos wäre noch immer diese Darstellung! So schweig'

ich denn lieber von Gefühlen, die sich nicht beschreiben lassen, und tröste mich mit dem Gedanken, daß Sie den Pulsschlag dieses Herzens kennen.

„Jede Wonne, jeden Lohn der Tugend erflehe ich für meinen Freund! Ich gehorche hinfort Ihrer Liebe, in Betracht alles Dessen, was sie für mich gethan hat und noch thut, — ich schweige, weil sich ohnehin nicht sagen läßt, was ich denke und fühle. Ich wollte, ich könnte gleich jetzt an Ihrem Halse hängen und mich satt weinen."

Jacobi verband sich den jungen Professor in Kassel noch mehr durch einen großmüthigen Geldvorschuß, an den dieser gar nicht gedacht hatte. Forster wollte ihn erst nicht annehmen; als aber das Bedürfniß dringender wurde, empfing er das Anlehen mit herzlichem Danke und ruhte dann so sehr in der Freundschaft, daß er auch bei späterer Gehaltzulage nicht im mindesten eilte, dem Freunde die Schuld zu bezahlen.

Im März 1780 vertraute ihm der Landgraf die Aufsicht über seine Naturaliensammlung an und versprach ihm 100 Thaler Zulage. Forster fand das Cabinet als eines der magersten, das sich denken läßt, und meinte, er werde dort dem Eigenthümer täglich die Langeweile vertreiben müssen.

Neben den eingegangenen Verpflichtungen übersetzte der thätige Mann Buffon und ging dieses

Buches wegen hier und da nach Göttingen, dort die unentbehrlichsten Collectaneen zu sammeln, Stoff zu Anmerkungen, Zusätzen und zuweilen kleinen Verbesserungen aufzusuchen. Er logirte bei Lichtenberg und gewann ihn immer lieber: „So oft ich ihn sehe, setzt mich sein Reichthum an Gedanken in Verwunderung. Die thätigste, lebendigste Seele im krüppelhaften Körper! So einen Mann sehe man, höre man und leugne dennoch, daß der Körper ein Kerker der Seele ist, — wenn man kann! Mit dem äußerst feinen Takt verbindet er einen förmlichen Abscheu gegen die neuere Empfindsamkeit.... Nun noch das Merkwürdigste: so heiter, so aufgehellt es in seinem Verstande aussieht, so lebhaft und originell er denkt, so wenig fällt er doch in das andere Extrem der Genieschaft.“ So sehr sprach ihn dieser geistreiche Mann an; bald aber fehlte ihm etwas in diesem rein geistigen Umgange, und er fühlte manchmal etwas Aehnliches wie bei Merck: „Warum gibt es Menschen in der Welt wie Merck? Ich kann sagen mir schaudert. Oder sollte mir nicht vielmehr vor unserm Jahrhundert schaudern, das nur solche Seelen bildet und sich wünscht, das nur für den Kopf sorgt und das Herz vernachlässigt oder gar verachtet? Ein gelehrter Mann, ein witziger Kopf, Einer, der seine Feder und seine Sprache in der Gewalt hat, den nennen wir groß und vortreff-

lich, wenn's auch ein Kerl von Leder ist." Freilich später sah er ein, daß Merck so ganz ledern nicht war, und nennt sich dann auch von Herzen der Seinige, versichert ihn seiner Liebe und Hochschätzung und bittet ihn, auf sein Buch: „J. R. Forster's Bemerkungen über Gegenstände der physikalischen Erdbeschreibung, Naturgeschichte u. s. w., auf seiner Reise um die Welt gesammelt" — einen Freundesblick zu werfen.

Mit Lichtenberg unternahm er die Herausgabe des „Göttingenschen Magazin"; das utile dulci müsse Hauptzweck dabei sein. Seine Freundschaft mit ihm „kroch aber wieder in die Schranken der gewöhnlichen Bekanntschaft zurück", weil er nicht scheinen mochte, was er nicht war.

Ein anderer Mann kam ihm näher und näher. Schon ehe Forster London verließ, besuchte ihn ein göttinger Student der Medicin und Naturwissenschaften; es war dies Thomas Sömmerring, zu Thorn im polnischen Preußen geboren. Dieser kehrte im April 1780 aus England nach Göttingen zurück und erhielt bald darauf die vacant gewordene Lehrstelle der Anatomie am Carolinum zu Kassel. Sömmerring wurde Forster's innigster Freund; er sah ihn täglich, und mit Jacobi stand er in regem Briefwechsel.

Forster sah auch Goethe. Dieser kam mit dem Herzog von Weimar, der unter angenommenem

Namen reiste, nach Kassel; Forster aß mit Beiden zu Nacht, ohne sie zu kennen, sprach mit großer Freimüthigkeit von großen Herren und erfuhr erst hintennach, daß er mit dem Herzog von Weimar zu Tafel gesessen und Goethe gut unterhalten hatte. „Da sich Goethe anfangs nicht genannt hatte, so kannte ich ihn nicht — und erkundigte mich nach ihm — bei ihm selbst. Sie (Jacobi) kennen ihn und wissen, was es für ein Gefühl sein kann, ihn kaum eine Stunde lang zu sehen, nur ein paar Minuten lang allein zu sprechen und als ein Meteor wieder zu verlieren. Sagen läßt sich das nicht. Von Ihnen haben wir viel gesprochen, er bat mich, Sie recht herzlich zu grüßen. Der Herzog hat mir gefallen; er frug sehr viel und doch keinmal albern; gewiß, das heißt alles Mögliche prästiren." Und ein andermal: „Ich habe Goethe gesehen, aber nicht genug, um ihn zu kennen. Sein Freund Berisch in Dessau hat mir seine ausgelassene Laune nicht verhehlt, ich aber habe ihn darin nicht gefunden. Hier war er ernsthaft, machte wenig Worte, frug mich wegen der Südländer, über deren Einfalt er sich freute, und hörte die meiste Zeit zu, da mich der Herzog befragte, in dessen Gegenwart wir uns fast immer nur gesehen haben." An seinen Vater: „Goethe ist ein gescheiter, vernünftiger, schnellblickender Mann, der wenig Worte macht; gutherzig, einfach

in seinem Wesen. Pah! Männer, die sich aus dem großen Haufen auszeichnen, sind nicht zu beschreiben."

Der Geschichtschreiber Johannes von Müller war im Mai 1781 nach Kassel berufen worden. Forster, sonst sobald eingenommen für bedeutende Männer, ließ seinen ersten Besuch unerwidert und schrieb an Jacobi: „Er ist mir nichts und kann mir nichts werden, wie ein Jeder, der den Mantel nach dem Winde trägt. Er schimpfte in meiner Gegenwart auf sein Vaterland, verspottete dessen Freiheit und machte das Eloge des Despotismus, um dem Minister von Schlieffen zu gefallen. Er blasphemirte beim französischen Gesandten, und Mauvillon erzählt von ihm, daß man ihm die sokratische Liebe schuldgibt. Witz und Voltaire'sche Antithese und Scheinphilosophie kann man ihm nicht absprechen." Später entstand ein freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden Männern: „Ich freue mich Ihnen (Jacobi) sagen zu können, daß ich diesen guten Menschen jetzt recht lieb habe, weil Sie ihn auch schätzen, obgleich es unmöglich ist, daß Sie ihn von der Seite kennen sollten, die ihn mir genähert hat."

Forster und Sömmerring hatten Neigung zum Mysticismus, sie traten in den Orden der Rosenkreuzer und halfen mit, Versuche zur Gewinnung der Goldtinctur zu machen. Der aufgeklärte Lich-

tenberg selbst glaubte an die Möglichkeit des Goldmachens; Müller hielt es darin mit den beiden Freunden. Dr. Price, der Goldmacher, von welchem Lichtenberg schrieb, er habe in England vor einer Anzahl sachverständiger Richter Quecksilber in wirkliches Gold verwandelt und Proben davon dem Könige vorgelegt, machte sich nach einem verunglückten Experiment aus dem Staube und endete freiwillig, indem er ein Nösel concentrirtes Lorberwasser trank.

Der ganze engere Freundeskreis von Forster und der damalige Zustand des landgräflichen Hofes in Kassel, die mysteriösen Persönlichkeiten, welche da erschienen, seine eigene schwärmerische Neigung, seine oft so große Noth zogen ihn zur Gefühlsphilosophie und zur religiösen Schwärmerei hin. Der Vater hatte dem Schicksal zu trotzen gesucht, und stets lag es mit eiserner Hand auf ihm; der Sohn hielt ihm in Ergebung stille, glaubte Leiden zuträglich, nöthig, Weltklugheit sündlich, Genuß gefährlich und schädlich; er war auf dem Wege Ascet zu werden. Um Ruhe zu finden von all den Stürmen, die über ihn und die Seinen ergangen, nährte er in seiner durch die fromme Mutter empfänglich gemachten Seele die herzlichste Gottesliebe, die innigste Hingebung an die Vorsehung und suchte die gleiche Gesinnung in die Seinen überzutragen. Er schrieb seinen Schwestern: „Nichts,

ich bin es vollkommen überzeugt, nichts außer echter Religion, das ist echte Verehrung Gottes, worin der Begriff einer grenzenlosen, alle andere Liebe übersteigenden Liebe zu ihm zugrunde liegen muß, kann uns stärken, Alles, was sinnlich an uns ist, zu bekämpfen, zu besiegen.

„Es gibt keinen andern Weg, um zu der innern Ruhe zu gelangen und zu dem Grad von Vollkommenheit, der unsere größte Glückseligkeit ausmacht, als beständig der Allgegenwart Gottes eingedenk zu bleiben, stets besorgt, diesem gütigen und liebreichen Schöpfer zu misfallen, der der Urquell aller Dinge, aller Wesen ist, und dessen Wille, so weit unsere kurzsichtigen Gedanken reichen, uns ohne Zweifel unaussprechlich glücklich machen wollte, wie er selbst es ist. Denn jedes Geschöpf ist mehr oder weniger ein Abbild der Vollkommenheiten seines Schöpfers, der sich im Hervorbringen seines eigenen Bildes selbst verherrlicht" u. s. w.

Und an Müller: „Das ist gewiß die höchste Weisheit, immer die Gegenwart des lieben Schöpfers vor Augen zu haben! Lassen Sie, mein Bester, sich immer dies und die Liebe des Gekreuzigten genügen, und trachten Sie nicht nach hohen Dingen."

In den Schlußworten bricht der ursprüngliche Eindruck, den Müller's Wesen auf Forster gemacht hatte, wieder recht vernehmlich durch.

Das mystische und schwärmerische Wesen gelangte bei Forster zur höchsten Steigerung; in dieser selbst lag dann aber auch die Heilung. Forster's Natur war weder einseitig und intolerant noch schwarzsichtig und fanatisch; verkehrte er doch zu gleicher Zeit mit Jacobi und Lichtenberg, mit dem Gefühls- und dem Verstandesmenschen, und tadelte er es ja in seiner frömmsten Periode recht ernstlich, daß die sogenannten Frommen so unduldsam, so finster und menschenfeindlich seien. Forster's Verhältnisse und Erziehung hatten ihn um die Jugend und ihre schönen Hoffnungen und Träume gebracht; aber eine so poetische, so ideale Natur mußte, sich selbst überlassen, das Versäumte nachholen, sie mußte für Ideale schwärmen, und dann allerdings Täuschungen, Irrungen durchmachen; aber sowie eine gesunde physische Natur die beste Heilung für einen Krankheitsüberfall in sich selbst trägt, so auch ein starker, ungewöhnlicher Geist für eine Seelenkrankheit.

Ein Ritt nach Göttingen brachte ihm Einsicht in die Krankheit; er kam nach einem vierzehntägigen Aufenthalt daselbst und dem freundschaftlichen Zusammenleben mit Lichtenberg zufrieden und heiter angeregt nach Kassel zurück und schrieb: „Nie, ich wiederhole es mit Vergnügen, nie habe ich fröhlichere Tage in Göttingen gelebt; ich bin zufrieden; ich habe meine Zeit gut angewendet, mehr

gearbeitet, als ich seit geraumer Zeit hatte thun können, meine Freunde genossen, und in der That durch den Umgang mit Ihnen und einigen Andern meinen Kopf mit manchen neuen Ideen bereichert; noch mehr, ich habe mir gute Laune auf eine zeitlang geholt, und durch den Contrast, den ich zwischen dem Umgang in Göttingen und in Kassel immer fand, jetzt aber, wegen der längern Abwesenheit, desto lebhafter fühlte, mich mit der Einsamkeit meines Zimmers wieder ausgesöhnt. Ich bin wirklich ein ziemlich geselliges Geschöpf, die pflegen sich an Alles zu gewöhnen und in jeder Lage geduldig zu sein; allein wenn man sich in sein Elend ergibt, so versauert man gemeiniglich drinnen und wird untüchtig, etwas Besseres zu genießen. Ich würde mit der Zeit mich in die hiesige Lebensart gefunden haben, und dann wäre es vollends mit mir ausgewesen; man hätte mir wol gar zuletzt ein Seil um die Hörner (ominous phrase!) geworfen, und ich wäre ein mit Sorgen und Armuth niedergedrückter und ein zu aller moralischen Wirksamkeit untüchtiger Ehekrüppel geworden! Das Alles konnte ein Spazierritt nach Göttingen verhüten."

Später bekennt Forster: „Ich war ein Schwärmer, heißt es; aber wie sehr ich's gewesen bin, welchen hohen Grad ich erstiegen hatte, das konnten, weil ich's für Pflicht hielt, es zu verbergen, so wenig Menschen wissen. Ich habe Alles geglaubt.

Die Ueberzeugung, daß Diejenigen, die mich zu diesem Glauben verführten, keine moralisch gute Menschen wären, öffnete mir die Augen: ich glaubte nun das ganze aufgethürmte Gebäude auf einer Nadelspitze ruhend zu sehen, und wie ich die untersuchte, fand ich sie auch verrostet und unsicher."

Als Jacobi Forster'n schrieb, daß er Unglaube für gefährlicher halte als Aberglaube, trat dieser jenem entgegen und behauptete: „Aberglaube ist unmöglich der Weg zur Wahrheit und führt auch nicht näher dazu als Unglaube. Ich kann mir nichts Schrecklicheres denken als die Autorität eines Menschen, der in einer nähern Relation mit unsichtbaren Kräften stehen will (und gleichwol nicht steht), und kraft dieses Verhältnisses über die Vernunft und das Gewissen der Menschen unumschränkt regieren will."

Nicht nur Pflanzen müssen versetzt werden, auch Menschen; je ungewöhnlicher diese sind, je mehr bedürfen sie wieder eines andern Wirkungskreises, einer andern Umgebung, anderer Berührungspunkte, damit sie Das werden, was sie ihrer Naturanlage, ihrer Bestimmung nach werden sollen: Forster erhielt einen Ruf nach Wilna, als Professor der Naturgeschichte an der neuen Universität. Der Fürstbischof Poniatowski, an der Spitze der berufenden Commission, machte Zusagen, welche Forster volle Activität und für die Naturgeschichte alle

Unterstützung erwarten ließen, die ihm in Kassel fehlte. Eine Hauptabsicht der Erziehungscommission, welche die Stelle eines Professors der Naturgeschichte errichtete, war, die Anwendung der inländischen Producte bekannter und allgemeiner zu machen. Forster schreibt seinem Vater: „Ich werde mich, wie sich's versteht, bemühen, die Producte des Landes, ihren ökonomischen, landwirthschaftlichen und medicinischen Nutzen, ihre Anwendung für Künste und Handwerke, Färberei, Manufacturen und Handel, ihre Verbesserung, leichteste Culturmethode, Erhaltung und dergleichen zu studiren. Ich hoffe, Sie werden mir Ihren gütigen väterlichen Rath über diese Gegenstände nicht vorenthalten, da ich aufrichtig wünsche, in dem neuen Wirkungskreise, zu dem ich berufen bin, thätig und nützlich zu sein. Obgleich es leicht ist, in einem so wenig aufgeklärten Lande wie Polen etwas zu scheinen, so möchte ich doch wirklich nützen und nicht scheinen."

Forster fühlte wohl, daß er seine kasseler und göttinger Freunde verlassen, daß er von seinem Sömmerring scheiden müsse, daß Polen durch Klima, Sitten, Charakter und vielfältige Unbequemlichkeiten Abschreckendes mit sich bringe; aber er fühlte nicht minder, daß er seine kasseler Existenz ausgelebt habe, daß er zu seiner fernern Entwickelung eines andern Bodens bedürfe, und überdies

war die Annahme der Stelle in Wilna das einzige möglich scheinende Mittel, ihn von den drückenden Schulden zu befreien. Es waren mit der Stelle unter Geheimrathscharakter 400 Dukaten Gehalt nebst freier Wohnung verbunden. Aus besonderer Rücksicht für Forster wurden 200 polnische Gulden für Correspondenz zugelegt und ein jährlicher kleiner Fonds zur Vermehrung des Naturaliencabinets und der Büchersammlung, zur Unterhaltung des Botanischen Gartens und zu Streifereien auf Pflanzen und Mineralien verfügbar gestellt. 200 Dukaten sollte Forster als Reisegeld erhalten.

Forster theilt zunächst Heyne, seinem „väterlichen Freund", die Versetzung nach Wilna mit, erwähnt aber mit keinem Wort dessen von ihm so geschätzten Tochter Therese, seiner nachmaligen Gattin; dagegen bittet er Heyne, von diesem Ruf ja nichts verlauten zu lassen, damit seine Gläubiger nicht etwa ihre Rechnungen höher stellten.

Dem Vater versichert Forster: „Ich werde nie katholisch werden, und obgleich meine Meinungen weder mit denen der Lutheraner, nach Calvinisten, noch Katholiken, noch Griechen, noch irgendeiner andern christlichen Sekte übereinstimmen, so werde ich doch fortfahren, mich zu der Kirche zu bekennen, in der ich geboren und auferzogen ward. Die römisch-katholische Religion ist mir vor allen andern zuwider, wegen ihres despotischen Geistes

und ihrer Unduldsamkeit. Ich wiederhole es, ich werde nie Katholik werden, weil ich die Grundsätze und Lehren dieser Kirche der Vernunft und der Menschlichkeit widersprechend finde."

An Jacobi's Schwester: „In meinem Denken ist noch ganz kürzlich eine Revolution vorgegangen, die, wie ich hoffe, sehr zu meiner Zufriedenheit in Zukunft beitragen wird; ich habe eine gute Portion Schwärmerei noch fahren lassen und danke Gott, daß diese Entladung noch vor meinem zurückgelegten dreißigsten Jahre geschah. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, um wie Vieles ich mich dadurch in meinen gesellschaftlichen und bürgerlichen Pflichten gestärkt fühle, — denn aller falschen Schwärmerei Wirkung ist es, Menschen von Menschen zu entfernen, und wo so viele äußere Ursachen in meiner besondern individuellen Lage mitwirkten, ist es mir räthselhaft, daß ich nicht noch weiter mich verirrte und noch zurückzukehren fähig gewesen bin. Nun hoffe ich erst, in Grundsätzen ein Mann und in ihrer Befolgung ein Mensch zu werden, und auch dazu wird mir Veränderung des Orts heilsam sein."

Im gleichen Briefe spricht er von dem Schicksal seiner Schwestern, von seinen Aeltern, sagt, daß sein Vater in Halle nicht am besten Orte sei, daß er außer seinem Gehalte nichts verdienen könne, daß sein Feuer ihn zu langwierigen, mechanischen

gelehrten Arbeiten unfähig mache, und manche Sorge seinen Geist abstumpfe. „Ich wünsche, daß auch dazu meine Reise nach Polen dienen möge, den Meinigen mehr Zufriedenheit auf ihre alten Tage zu verschaffen, und vielleicht wird mein Wunsch erhört."

Ein Brief, den Forster den Tag nach der Abreise aus Kassel an seinen Herzensfreund Sömmerring geschrieben, läßt uns so lebendig in seine innere Verwandlung und das innige Verhältniß der Freunde blicken, bringt uns so feine Züge alter und neuer Richtung, daß es wol am besten ist, diesen größtentheils hier zu bringen:

„Ich bin noch betäubt von allen Erschütterungen unserer Trennung; und sitze ich gleich schon wieder am Herde der Gastfreundschaft, so kann ich mich doch nicht unmittelbar eines Umgangs entwöhnen, der den Bedürfnissen meines Herzens und Geistes so angemessen war. Alles schläft bereits hier; aber ich kann nicht ruhen, bis ich mich nicht in Gedanken zu dir hin versetze und meinen Empfindungen Luft mache.

„Die Vernunft hat nach ihren Wahrscheinlichkeiten das Beste berechnet und gewählt. Sie fodert Thätigkeit, unbekümmert, ob Zufriedenheit der Kaufpreis ist; wir gehorchen, geben unsere Muße und unsern gemeinschaftlichen Unterhalt hin und fröhnen einer, wer weiß wie utopischen, Vorstellung

vom gesellschaftlichen Leben und von Bürgerpflicht. Welche von beiden Schwärmereien ist nun die erträglichste? Jene glühende der Phantasie, die das Immaterielle verkörpert, um sich anschließen zu können, oder diese kalte des Verstandes, welche, allem Augenscheine zum Trotz, die vergänglichen Tongebilde idealisirt und uns mit leidigen Abstractionen hintergeht? — Ich weiß, was du sagen willst; aber laß mich ausreden: denn es ist nicht Unwille, der aus mir spricht. Wir sind einmal so beschaffen: nicht ganz Kopf und ebenso wenig lauter Herz, doch beider bedürftig und von beiden abhängig. Intension, Ausbildung, Wirkungskreis dieser beiden, werden sie nicht wieder von Verhältnissen jenseits unserer Willkür bestimmt? Nothwendig schwärmen wir also, für Worte wie für Gefühle. Römertugend entsprang aus römischer Erziehung und Verfassung; das Wörtchen Ehre gebietet den Zweikampf, und der Buchstabe tödtet in unsern Gerichtshöfen. — So irrig ist es, die Selbstbestimmung für eine menschliche Vollkommenheit zu halten! Die Weisesten merken höchstens nur, wie das Schicksal sie leitet, und sind es zufrieden. Der Lahme wird ja dem Himmel für die Krücken danken! aber, o des Thoren, der sich einbildet, er hinke nicht!

„Bin ich etwa schon unzufrieden mit meinem Tausch? möcht' ich mit dem mürrischen Genfer lie-

der ein Waldmensch werden und der Vernunft entsagen? Keineswegs. Ich klage nicht darüber, daß wir zwischen Bildern und Syllogismen schwanken; ich folge mit den Uebrigen dem einmal gegebenen Schwunge, welchen hemmen zu wollen mir so widersinnig scheint, als wenn wir, für die Oberfläche der Erde geboren, insgesammt ihrem Mittelpunkte nachzuwühlen anfingen. Wenn aber mein Gefühl und meine Einsicht, auf ganz verschiedene Ziele gerichtet, einander durchkreuzen, und ich nur einem dieser Ziele mit Aufopferung des andern nachjagen kann: ist es so ungereimt, keins von beiden für mehr als relatives Gut zu halten? Laß mich immer, indem die Nothwendigkeit einer Ortsveränderung meinen Entschluß bestimmt, auch von einer andern Seite der Humanität getreu bleiben, und in der Erinnerung an ein Glück, welches ich kannte, den mächtigen Zug der Gewohnheit — wenigstens noch empfinden. Was der Wage jetzt den Ausschlag gibt, erfaßt so leicht kein Anderer. Daher kann ich sie ruhig sehen die Köpfe schütteln, daß ich nach Wilna reise. Es irrt mich aber auch nicht, wenn Keiner die kindische Wehmuth begreift, womit ich am Zurückgelassenen hange. Man lernt nur aus Erfahrung, was in Freude und Leid ein Mensch dem andern sei; und auch diese Wissenschaft, sowie die innere Energie der Gemüther selbst, hat ihre Stufen.

„Als ich dich gestern in Münden verlassen hatte, auf dem Wege nach Göttingen, habe ich das Alles noch einmal durchdacht, und mit einem Sinne, den mir erst die Abschiedsstunde verlieh, recht innig empfunden. Keine Fassung kann diese Probe bestehen — und o wie lieb ist mir noch der Schmerz, der die Tyrannei des Raisonnements so schnell zerstörte! Durch ihn erwachte mir eine Welt von Erinnerungen. Lebendig stand es vor mir da, wo wir zusammen gewesen, was wir gemeinschaftlich gethan, wie Einer den Andern gefördert, gebessert und gehalten hatte: ein schöner, schöner Traum! Wie forschten wir nach Wahrheit so absichtslos und unbefangen! Im Genusse der schönen Gegend, wie heiter philosophirten wir nicht am Abend über das Studium des Tages! Selbst jener Pfad, wo uns der Anblick eines tiefangelegten, systematischen Betrugs überraschte, wie lehrreich war nicht der! Welche Blicke in das menschliche Herz und in die Schicksale der gesammten Gattung gewährte er uns nicht! — Ein wohlthätiges Verhängniß waltete über uns, daß wir einander verstehen lernten, daß unser ruhiger, hochachtungsvoller Bund der Freundschaft entstand, und Einer des Andern Schutzengel ward; daß strenger Wahrheitssinn zur Schonung sich gesellte, und wir einander fortbildeten, da wo die gemeine Erziehung aufhört, zu diesem hohen Bewußtsein der

Reinigkeit in Gedanken, Wort und That, diesem Frieden, der höher ist als alle Vernunft!

„Vorwärts den Blick zu richten, ist jetzt Beides, Pflicht und Gewinn; nicht länger darüber zu brüten, daß Jeder von uns hinfort allein steht, allein schwimmt durch das Meer der Mühseligkeiten, Hamlet's sea of troubles, und allein kämpft und — siegt oder fällt. Vorwärts den Blick! aber nicht aus lockenden Erwartungen und leeren Hoffnungen eine Welt zu träumen, die noch außer unserm Erfahrungs- und Empfindungskreise liegt. Mich dünkt, ich sehe in diesem Nebel der Zukunft nur Einen Funken, der nicht bloßes Irrlicht wäre. Wenn alle Phantome von Gemeinnützigkeit, von Einfluß auf Menschenbildung, von Aussaat und Hervorgrünen wissenschaftlicher Cultur unter einem fremden Himmel zerronnen sind, dann finde ich mich selbst dort noch wieder. Was das Schicksal an uns Einzelnen fortbildet, indem es uns in neue Thätigkeit versetzt, uns neue Berührungspunkte verschafft und auffodert, für Andere zu wirken, das ist der erhabene Zweck unsers Daseins, wobei wir nur das Zusehen haben, indeß der Zweck unserer Handlung dazu nur Mittel ist. Ich ringe acht oder zehn Jahre mit neuen Verhältnissen, sammle neue Vorstellungen, neue Begriffe, lasse durch neue Eindrücke Reactionen hervorrufen aus meinem eigenen Selbst, die mir jetzt noch unbe-

kannt sein mögen; Vernunft und Empfindung, durch einander geschärft und berichtigt, schaffen in mir eine Welt, wozu ich jetzt nur die formleere Hyle in mir trage: so geht ein vollkommneres Wesen hervor, mit erhöhtem Bewußtsein, mit andern Quellen des Genusses, mit einem umfassendern Sinne, zu erlesenern Freuden und Leiden gebildet!"

Wie nun Forster scheidet von seinem Sömmerring und die Sorgen des Haushaltens von neuem auf sich nehmen muß, da fühlt er mehr denn je, daß ihm etwas fehlt in seinem Leben, etwas, das er sich selber suchen muß, und so schreibt er denn an Jacobi's Schwester: „Ich fühle, daß wir Mannspersonen selten zum Wirthschaften Anlage haben, zumal ist dies bei Studirenden und Gelehrten der Fall; ich fühle auch Lücken in meinem Herzen, die nun ausgefüllt werden müssen: wundern Sie sich also nicht, wenn diese Veränderung des Wohnorts bald auch Veränderung meiner bisherigen einsamen Lebensart nach sich ziehen sollte. Ich habe bisjetzt noch keinen Gegenstand, allein bisher habe ich nicht gesucht; wenn es mit dem Suchen Ernst zu werden anfängt, dann hat man gemeiniglich auch bald gefunden."

Und er hatte auch bald gefunden: Therese Heyne, die Tochter des Hofraths Heyne in Göttingen ward seine Verlobte. Ihr gegenseitiges Verhältniß war von Anfang an ein herzlich freund-

schaftliches, aber keines der innigsten, angehörigsten Liebe. Therese sagt in den „Nachrichten von Forster's Leben": „Das junge Mädchen hatte Forster'n bei seinen Besuchen in Göttingen während seines Aufenthalts in Kassel einige mal gesehen, die innigste, bis zu seinem Tode dauernde Achtung gab ihr Vertrauen zu ihm, Mitgefühl für die vereinzelte Lage, die ihn im öden Polen erwartete, Herzlichkeit, Jugendmuth und Stolz spornten sie an, mit dem berühmten Mann ein ernstes Schicksal zu theilen, und so gab sie Forster'n vor andern Aussichten den Vorzug."

Und Forster schreibt an seine Braut, mit der er noch nicht zum traulichen Du gekommen: „Sie sind mir das edeldenkendste, beste Mädchen, das ich je sah; ich bin Ihnen ein redlicher Mann von weichem Herzen, von ziemlich richtigem Naturgefühl, der nach einigen allgemeinen Grundsätzen nicht an sklavische Tugend glaubt, sondern nach der jedesmaligen Lage der Sachen das Beste zu wählen wünscht und strebt. Wir erkennen Beide, daß dies unter den Menschen heutzutage eben nicht allgemein ist; wir fühlen uns dadurch einander näher, verstehen uns, und haben durch Selbstprüfung und Selbstverleugnung gelernt, mit der menschlichen Natur nachsichtsvoll zu sein, nicht viel von ihr zu fodern, kleine Irregularitäten zu verzeihen, wenn nur Tugend im Ganzen und mit

ihr wahre Glückseligkeit das Ziel bleibt; wir wissen daß das höchste, reinste Glück, dessen Menschen auf Erden fähig sein können, in Mittheilungen besteht, in Liebe, die sich selbst in Andern empfindet und Anderer Wohl und Freude zum ihrigen macht.

„Ich glaube nicht, daß Sie sich je über den zu feurigen Liebhaber beklagen werden, aber den treuen, den gutmeinenden, den dankbaren, den zärtlichen, der nie glaubt, erwidern zu können, was Ihre Liebe ihm schenkt, den hoffe ich, werden Sie nicht an mir vermissen."

Lesen wir all die Briefe, welche Forster an seine Braut geschrieben (Theresens Antworten fehlen), so finden wir darin nicht den Erguß des innigsten Liebelebens, sondern meistens die besonnene Lösung ernster Lebensfragen; beide Verlobte philosophiren.

In Wilna fand Forster Manches anders, als er es gedacht hatte; er sah bald ein, daß er seine Begriffe, die er sich von der dortigen Lage gemacht, ganz umstimmen müsse; er hatte sich geschmeichelt, Wunder wie viel zu thun, auszurichten, zum gemeinen Besten von Polen und für die Wissenschaft überhaupt thätig sein zu können; doch das Schicksal lenkte die Sachen ganz anders. Die Geldgier der Einen, das Unvermögen der Andern, die Entfernung von aller Gelehrsamkeit, der

Unterschied in Lebensart und dergleichen Dinge kamen zusammen, und er sah wohl ein, daß weder Naturaliencabinet noch Botanischer Garten in mehren Jahren Das sein würden, was er erwartet hatte, und wovon er, als wie von einem Grundstein ausgehen wollte. Der große Wirkungskreis, den er sich so schön geträumt hatte, war ihm abgeschnitten; aber es blieb dem besonnenen Manne der kleinere Kreis, und in dem wollte er Anderer Wohl fördernd seine Glückseligkeit finden. Man rieth Forster'n in Wilna sehr, das Versäumte an medicinischen Kenntnissen nachzuholen, in Deutschland zu promoviren, um sodann als Arzt seine häusliche Lage erleichtern zu können. Zehn Aerzte, sagten ihm seine Collegen, fänden Brot genug; von einigen wollte man nichts mehr, weil sie angefangen hatten, sich 30—40 Dukaten vorausbezahlen zu lassen, ehe sie ein einziges Recept schrieben. Forster dachte ernstlich darüber nach, fragte Braut, Schwiegervater und Sömmerring um Rath und ängstigte sich oft sehr in seiner Einsamkeit. Der lange Winter nahm ihn recht mit: er litt an den Augen und an Rheumatismus; sein Freund Sömmerring bemerkt ihm, daß Augenkrankheiten den Menschen gar oft in eine empfindliche, verdrießliche Laune bringen. Forster aber gibt alle Verstimmung der ungenügenden Lage schuld und ist dann recht froh, daß seine deutschen Freunde

und ganz besonders sein Schwiegervater ihm riethen, in aller Stille Medicin zu studiren.

Nach einer heftigen Krankheit, welche die Aerzte ein Faulfieber nannten, reiste Forster nach Deutschland, holte seine Frau, erhielt in Halle die medicinische Doctorwürde und kehrte im November 1785 nach Wilna zurück. Von seiner Frau schickt er folgenden Schattenriß an Jacobi:

„Ich hoffte, Sie irgendwo zu sehen, um Ihnen zu sagen, daß ich seit jener Zeit meine Therese näher kennen gelernt, einen Geist und ein Herz, wie ich es nie in der Welt zu finden hoffte, an ihr gefunden, sie liebgewonnen, um eben die Zeit auch meine Grundsätze merklich geändert, dadurch ganz zufälligerweise noch mehr Uebereinstimmung zwischen ihr und mir entdeckt hatte, kurz, um Ihnen den Ursprung und Fortgang meiner Liebe ganz pragmatisch vor Augen zu legen. Thun Sie jetzt Verzicht auf alle diese Details, mein Lieber, und hören Sie dafür, daß ich seit fünf Wochen ein glücklicher Ehemann, mit jedem Tage fester von der Dauer meines Glücks, von der Vortrefflichkeit meines Weibes und von der Einfalt meines eigenen Herzens überzeugt werde. Ich konnte Ihnen das gute, liebenswürdige, seltene Geschöpf nicht zeigen; das thut mir sehr wehe, mein Theurer, denn Sie vor Allen hätten sich gefreut, das Schicksal Ihres Forster in solchen Händen zu wissen.

Meine Therese ist anmuthig und interessant, ohne schön zu sein; sie hat das seltene Glück gehabt, bei einem emporstrebenden Geiste ganz durch sich selbst gebildet zu werden, ist daher frei im edelsten Wortverstande und ganz Natur in allen ihren Gefühlen und Handlungen; ihr Herz ist jedem Eindruck des Guten und Schönen offen; ihre Lectüre ist ausgebreitet und von der größten Mannichfaltigkeit, ihre Kenntniß aber, von dieser Lectüre abstrahirt, ist mit eigener Vernunft und Beurtheilungskraft verdaut und abgesondert, gesunder Nahrungssaft durch starke Werkzeuge bereitet; ihr Geist wird lebhaft in Gesellschaft und gedeiht zu unterhaltender Munterkeit des Witzes; ihre Schätzung der Welt, der Menschen, des Lebens ist richtig, ist mit meinem Gefühl übereinstimmend, flößt ihr Muth und Entschlossenheit ein, alles Mühselige zu überstehen, um der Freude willen, einen Glücklichen gemacht — oder besser — einem Unglücklichen seine Leiden erleichtert zu haben, und Verachtung oder wenigstens Gleichgültigkeit gegen die kleinen Bequemlichkeiten des Lebens, gegen die Freuden des Umgangs, gegen die Vorzüge der schönen Natur oder des bessern Klimas, woran so Viele hangen; sie erkennt den Werth aller dieser Dinge, weiß sie zu genießen, kann sie aber ohne einen Wunsch entbehren, sobald es darauf ankommt, durch diese Verleugnung einem Herzen, welchem sie Alles ist,

Glück und Ruhe zu gewähren.... Vielleicht bin ich desto sicherer, Glück auf die Dauer zu finden, da ich mir keine überspannten Begriffe machte, und auch jetzt, seit ich meine Erwartung übertroffen finde, noch nicht mache."

In den winterlichen Abendstunden las Forster mit Theresen diese und jene belehrenden Bücher, die ihnen reichen Stoff zur Unterhaltung boten, so Herder's „Ideen", Archenholz' „Italien", Ferguson's „Fortgang und Verfall der Römerrepublik", Mendelssohn's „Morgenstunden" u. a. m. Botanischer Garten und Cabinet setzten Forster noch immer nicht in den Stand, Bedeutendes zu leisten, sodaß er den Gelehrten erinnerlich würde; unterdessen that er Alles, sich mit der Naturgeschichte des Landes bekannt zu machen, benutzte die Vacanzen zu Excursionen; er fühlte sein Wissen gering; der Art seiner Erziehung nach mußte ihm manches Elementarische fehlen, und das suchte er durch beständige Forschungen und Lectüre zu ersetzen. Und wie mühsam waren solche Ausflüge! Es mußte der Naturforscher nicht nur seinen Unterhalt, sondern auch sein Bett zu den polnischen Bauern mitnehmen; denn diese konnten gar nichts bieten.

Forster war gewissenhaft als Lehrer, arbeitete neben den Naturwissenschaften für die lateinische und polnische Sprache; seine Vorträge mußte er

meist einem sehr gemischten und oft wenig verstehenden Auditorium in lateinischer Sprache halten, und das fiel ihm, dem sonst so sprachkundigen Manne schwer; er fand den lateinischen Ausdruck nur mühsam und war hiermit genöthigt, Alles, was er den Zuhörenden bringen wollte, aufzuschreiben und dann eher Vorlesungen als Vorträge zu halten. Belehrender, anregender Umgang ging ihm fast gänzlich ab; er seufzte nach Briefen, nach Mittheilungen aus den gebildeten deutschen Städten, klagte über das Ausbleiben der neuern Bücher; alle seine Correspondenten hätten Lethe getrunken oder an ihrer correspondirenden Kraft eine Lähmung erlitten; seine besten Maßregeln und Vorkehrungen, etwas aus der schreibseligen Welt zu erfahren, seien vereitelt worden; Kaufleute von Wilna seien in Leipzig zur Messe gewesen und hätten ihm auch von den drei Monate früher gemachten Bestellungen nichts mitgebracht; ein Packet Bücher brauchte zwei Jahre, um von London nach Lithauen zu kommen; Solches könnte Einen in der sarmatischen Wildniß außer Fassung bringen: seine größte Sorge sei, durch Lectüre mit auswärtigen Zeitgenossen Schritt halten zu können, denn „wenn ich erst gegen Literatur gleichgültig werde, haben die Jesuiten gewonnen Spiel, und die Welt hat einen unnützen Bewohner mehr“.

Das polnische Volk nennt Forster einen Misch-

masch von sarmatischer oder fast neuseeländischer Roheit und französischer Superfeinheit; die unterste Classe, „jene Millionen Lastvieh in Menschengestalt“, durch langgewohnte Sklaverei zu einem außerordentlichen Grad der Thierheit und Fühllosigkeit, der unbeschreiblichsten Faulheit und stockdummen Unwissenheit herabgesunken; die niedere Classe des Adels, durch äußerste Armuth abhängig gemacht und zu den verächtlichsten Handarbeiten verdammt, fast so dumm und faul als der Pöbel und verworfener noch als dieser; der höhere und reichere Adel bis zum Throne hinauf nur eine Schattirung der vorherrschenden Classen, mit Gewalt ausgestattet und vermöge dieser immer Despot, die gröbsten Verbrechen höchstens mit einer Geldstrafe oder etlichen Wochen Verhaft büßend. Forster's Ofenheizer und Holzhacker war ein Adeliger, der des Jahres hindurch seine Kost, acht Thaler Lohn, nebst einem Schafpelz und einem Paar Stiefeln bekam, dem man beim dritten Worte Prügel drohen oder Branntwein versprechen mußte. Eine Magd in Deutschland arbeite drei mal mehr als drei polnische Kerle zu gleicher Zeit; die Weiber aus der Volksclasse stehen so niedrig als die elendesten, welche er auf der Reise um die Welt unter den Wilden getroffen. Keinen Augenblick denkt Forster in diesem Exil länger zu bleiben, als er muß, aber während desselben das Gute in

seiner Lage herauszufinden und die gegebene Vereinsamung zu ernsten Studien und Arbeiten zu benutzen.

Im Juli 1786 schrieb Rath Campe aus Salzdahlen dringend an Forster, er möchte doch für die unter des Herzogs von Braunschweig Protection herauskommende „Schulencyklopädie“ ein Handbuch der Naturgeschichte schreiben, was den thätigen, strebsamen Mann freute, ernstlich beschäftigte und zu mehren Briefen an Heyne veranlaßte. Im Anfang des Jahres hatte er eine kleine botanische Dissertation zum Drucke nach Deutschland geschickt und eine andere über die auf der Reise um die Welt gesammelten Pflanzen bereitgehalten. In Wilna auch entstanden größtentheils jene Abhandlungen, welche den vierten und fünften Band seiner Werke ausmachen, wie: „Schilderungen des Nordens von Amerika“, „Neuholland und die britische Colonie in Botanybai“, „Otaheiti“, „Ueber die Insel Madagaskar“, „Ein Blick in das Ganze der Natur“, „Ueber die Pygmäen“, „Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit“. Vorlesungen, die er polnischen Damen über Physiologie und Terminologie der Pflanzen gehalten und dann drucken lassen wollte, gingen als Manuscript in Paris verloren. Die Abhandlung über Cook's Entdeckungen und Verdienste wurde gleichfalls in Wilna geschrieben.

Und während Forster so fleißig lernte und schrieb, kam ihm eine liebe Bescherung ins Haus; seine Therese schenkte ihm ein munteres Mädchen, von dem der Vater mit dem Tempelherrn im „Nathan" sagte: „Der Schlag ist auch nicht zu verachten; das kleine Teufelchen hat ein Vollmondsgesicht und dabei ganz der Mutter Lebhaftigkeit." Forster gab sorgfältig auf jede Entwickelung Acht und freute sich sehr, daß sich bald Anderes als blos Vegetirendes zeigte.

Im Haushalte fühlte man nicht gerade Mangel; Forster gab Theresen täglich das Geld für die Bedürfnisse des Tages; aber er gab mehr, als die Einnahme erlaubte und die Schulden zuließen. Man hatte ihm bei Antritt der Stelle zu Wilna das nöthige Geld zur Tilgung seiner Schulden in Kassel vorgeschossen und so auch das zu seiner göttinger Reise. Acht Jahre waren erfoderlich, um diese Schulden allmälig durch kleine Zahlungen zu tilgen. Wie bindend für Forster! wie oft verstimmend! Es mußte ja die zur Abzahlung nöthige Summe erschwungen, erhalten werden, ehe an ein Weggehen von Wilna zu denken war, und dann noch die Kosten der Uebersiedelung! Und doch hatte er Wilna nach zwei Jahren schon so satt, daß er seine Blicke da- und dorthin wandte, ob nicht irgendwo eine Stelle für ihn vacant werde; er dachte an Marburg, wo Professor Leske dem

Grabe zuging; er sann auf das reizendere Mainz, wo sein Sömmerring lebte: „Was ist's am Ende, wenn ich den Kurfürsten 6000 Gulden koste? haben ihn doch Andere mehr gekostet, die weniger Namen haben!" Freunde machten Forster aufmerksam, sich um eine in Wien vacant gewordene Stelle der Naturgeschichte zu bewerben; allein wie hätte er mit der schmalen Besoldung von 1200 Gulden, die noch dem gewöhnlichen Abzuge von fünf Procent unterlag, in der großen Kaiserstadt leben können? Und vom Kaiser selbst durfte der in Wilna so materiell gebundene Mann keineswegs die Erlösungssumme erwarten. Das treue Gedenken und sich gleichbleibende Vertrauen der deutschen Freunde thaten Forster wohl und versetzten ihn immer in eine heitere Stimmung; er sah so oft eine Rettungspforte aufgehen, und schloß sie sich auch wieder, die Haft war doch minder drückend.

Im Juni 1787 kam der Flottencapitän Mulowsky, um im Auftrage der Kaiserin Forster zu einer von ihr angeordneten Entdeckungsexpedition nach der Südsee anzuwerben. Der Capitän, ein Mann in seinen besten Jahren, war in England gänzlich für das Seewesen erzogen worden, hatte wie Cook in einem Kohlenschiffe seine Lehrjahre ausgestanden und seitdem schon ein Schiff von 74 Kanonen im Mittelländischen Meere commandirt. Für die neue Expedition sollte er fünf Schiffe un-

ter seinem Befehle haben und im März des folgenden Jahres von England auf die Reise abgehen. Der russische Gesandte von Stackelberg hatte diesen Seemann brieflich bei Forster eingeführt und dieser war in Uebereinstimmung mit seiner Frau bereit und willigst, dem Gesuche zu entsprechen, falls seine Bedingungen eingegangen würden. Diese waren folgende: 1) Rußland bezahlt die Schuld, welche die wilnaer Erziehungscommission Forster'n vorgestreckt, und macht ihn somit frei. 2) Für die Bedürfnisse des Transports und des Equipements sollen 4000 Rubel bewilligt werden. 3) Vom 1. October an und während der ganzen Seereise 3000 Rubel jährlichen Gehalt, wovon 1000 seiner Frau zukommen sollen. 4) Nach der Rückkehr eine jährliche Pension von 1500 Rubeln. 5) Im Falle Forster sterbe, erhielte seine Frau zeitlebens (oder das Kind bis zu seiner Ausstattung, wenn die Mutter eher sterbe) die Hälfte des Gehalts. 6) Instrumente, Bücher u. dergl. gehen auf Rechnung der Kaiserin.

Alle Bedingungen wurden eingegangen und Forster'n überdies die ganze Einrichtung des wissenschaftlichen Theils der Expedition überlassen, sodaß er die nöthigen Leute selber vorschlagen und die Werkzeuge anschaffen durfte.

Forster hoffte von dieser Reise das Beste für die Zukunft; Therese fühlte das Wagniß, zu wel-

chem ihr Mann sich entschloß, das Schicksal, das ihr drohen konnte, die Vorwürfe, welche Forster's Freunde ihr über ihre völlige Zustimmung zu dieser gefährlichen Reise machen möchten, wenn er nie von ihr zurückkehrte; sie fühlte die vierjährige Trennung von dem Vater ihres Kindes; aber sie wußte auch, wie traurig die Aussicht in Polen war, und Jugendmnth und Ehrgeiz hoben sie über manches Bedenkliche hinweg. Forster und Therese entschieden für die Fahrt, und bald wurden Vorkehrungen zum Weggehen von Wilna und zur weiten Seereise getroffen: Rechnungen geschlossen, Fossiliensammlungen, Bücher u. s. w. abgegeben, Hausgeräthe verkauft und Mitzunehmendes eingepackt. Sömmerring, sein Herzensfreund, sollte als naturforschender Schiffsarzt die belehrende Seefahrt mitmachen, die Gattin mit dem aufblühenden Röschen unterdessen bei den Aeltern in Göttingen wohnen.

Gegen das Ende August verließ die Forstersche Familie Wilna und kam am 16. September in Göttingen an; Forster, erfüllt von schönen Ideen für die Zukunft und ohne Bangen für eine zweite Seereise, wie oft er auch die Folgen der ersten in seinem Körper fühlte. Er suchte die nöthigen Gehülfen für die Expedition und erwartete die Bestimmung seiner Abreise nach England. Doch die Nachrichten von Petersburg blieben aus. Die

Zeitungen erzählten von einem Kriegsausbruch zwischen Rußland und der Türkei und der Aufgebung der Entdeckungsreise. Forster schrieb sogleich nach Petersburg; da keine Antwort kam, begab er sich nach Hannover, um die Vermittelung des berühmten Arztes Zimmermann bei der russischen Kaiserin zu erlangen. Noch vor seiner Abreise dahin beantwortete Forster ein Schreiben seines spanischen Freundes d'Elhuyar, den er in Wien kennen gelernt hatte und der ihn aufmunterte, eine Stelle vom spanischen Hofe anzunehmen, entweder eine bei der Expedition nach den Philippinen, oder bei einer andern Unternehmung, oder auch eine an der neuzuerrichtenden Akademie zu Madrid. Forster empfahl seinen Vater für die Philippinen, sich selbst für andere spanische Dienste, weil es mit der russischen Expedition nichts sein werde. Die Art, wie er sich selbst schildert, ist so charakteristisch, daß Stellen jenes Briefes hier wortgetreu übersetzt folgen: „Ich bin 33 Jahre alt, von gutem Befinden und wenn auch nicht gerade empfehlendem, doch auch nicht abstoßendem Aeußern. Ich habe die zweite Reise mit Cook um die Welt gemacht und sie beschrieben. Ich habe alle Zweige der Naturgeschichte, Physik und Chemie inbegriffen, betrieben, Pflanzen und Thiere zeichne ich ziemlich gut, besitze einige Kenntnisse in Philosophie, schönen Wissenschaften und Künsten; Geographie jedoch,

Geschichte, Politik und öffentliche Angelegenheiten haben mich von jeher am meisten beschäftigt; diesen widmete ich alle meine Mußestunden. Ich schreibe Latein und verstehe ein wenig Griechisch. Die französische, englische und deutsche Sprache spreche und schreibe ich mit Leichtigkeit; Holländisch und Italienisch lese ich geläufig, und mit ein wenig Uebung könnte ich mich leicht im Spanischen, Portugiesischen und Schwedischen vervollkommnen, indem ich die Anfangsgründe dieser Sprachen besitze. Ich verstehe auch etwas Polnisch und Russisch, sodaß ich in Verhandlungen und Correspondenzen nützlich sein könnte. Was meinen Charakter anbetrifft, so bin ich bei aller Liebe zur Unterhaltung doch eher schweigsam und weiß mich zu beherrschen. Mein Naturell ist sanft; Ernst mäßigt meine Lebhaftigkeit. Ich wünsche mit ganzer Seele eine thätigere und weitere Laufbahn. In meinem Berufe bin ich treu und eifrig und frei von den gewöhnlichen Vorurtheilen der Gelehrten, denen es an Weltklugheit fehlt, und deren Theorien und Hypothesen so selten dem wirklichen Leben anpassen. Meine Ehre und der Beifall meiner Vorgesetzten sind die einzigen Leiter meines Betragens. Lassen Sie mich noch beifügen, daß ich von Haus aus mäßig bin, nicht spiele und in meiner Häuslichkeit viel zu glücklich bin, um unstatthafte Verbindungen zu suchen. Es liegt nicht in meinem

Wunsche, Reichthümer aufzuhäufen; allein ich wünsche um der Ehre und der Würde meines Herrn willen anständig gestellt zu sein. Das ist Alles, mein lieber Freund, was ich Ihnen zu meinen Gunsten sagen kann; meine Talente sind beschränkt, mein Geist ist nicht glänzend und erhaben, ich habe Fehler und Unvollkommenheiten, wie sie Jedermann hat; aber ich bin frei von Lastern."

Forster erhielt die gänzliche Lossprechung von allen ihm von der russischen Regierung gemachten Vorschüssen, dazu ein mäßiges Entschädigungsgeschenk und gänzliche Aufhebung aller gegenseitigen Ansprüche. „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich", schrieb ihm Graf Anhalt, und schloß mit dem Wunsche, daß es ihm wohlgehen möge. Anderweitige gleichzeitige Anträge in verschiedene Städte, wie Pesth und Petersburg, lehnte er ab.

Er war somit frei. In Hannover machte ihn der jüngere Brandes aufmerksam, daß der ehemalige kasseler Freund Forster's, Johannes von Müller, vom Kurfürsten aus der Bibliothek ins Cabinet gezogen und dadurch die Bibliothekarstelle an der Universität erledigt worden sei. Forster sah Mainz einzelner verdienter Menschen wegen als einen guten Ort für sich an und gedachte, unter Vorwand eines Besuchs bei Sömmerring, sich in Mainz bekannt zu machen, ohne sich daselbst anzubieten. Er hoffte, dort arbeiten zu können und kein eigent-

liches Professorleben führen zu müssen, höchstens werde man ein Collegium fodern.

Schon am 9. Januar (1788) schreibt Forster von Mainz aus und meldet den Freunden die schlimmen Wahrnehmungen, die er für seine gelehrten Bedürfnisse an dortiger Bibliothek zu machen hatte. Nicht über 15,000 Bände fanden sich überhaupt vor; darunter über 4—5000 für seine Zwecke veraltete Werke, schon seit 1700 gedruckt; mehr als die Hälfte des Ganzen war theologischen Inhalts.

Im April war Forster wieder in Mainz und besah sich die Gegend; die vielgerühmte Aussicht, auf welche sich die Mainzer sehr viel zugute thaten, fand er schön und prächtig, aber nicht romantisch; an schattigen Promenaden fast gänzlichen Mangel, überall reiche Saatfelder, große, oft sehr weitläufige Weinberge und kostbare Obstgärten um die Stadt herum, aber in dieser äußerst bebauten Gegend nirgends die liebe Natur mit ihrer reizenden Unregelmäßigkeit, ihrem kühlen Schatten, raschen Berggipfeln, rieselnden Gewässern. Der kurfürstliche Garten am Rhein, die Favorite, habe herrliche Aussichten, aber die Sonne brenne dem Beobachter überall auf den Scheitel, nur eine kurze, von Gärtners Hand noch mishandelte Allee biete einiges Obdach. Er denke daran, einen kleinen Garten zu miethen und ihn auf eigene Kosten mit Lauben und Bosquets zu bepflanzen, damit Weib

und Kind bequem und angenehm darin verweilen können. In der Entfernung von wenigen Stunden gebe es romantische Situationen, und dahin müßte man von Zeit zu Zeit kleine Excursionen machen; natürlich würden dadurch Ausgaben hervorgerufen, welche in Haushalt und Stadtvergnügungen eine strenge Oekonomie erfodern; aber das werde sich bei Theresens häuslicher Einfachheit schon machen lassen. Kleideraufwand hänge ganz von ihnen ab, und der Umgang werde sehr beschränkt sein; an weiblichen sei nicht zu denken, und die wenigen Männer werden sich mit Thee und Conversation begnügen.

Müller lud Forster'n zum Abendessen ein, führte ihn in den kurfürstlichen Garten und dann zum Kurfürsten selbst, in dem der Naturforscher einen muntern, siebzigjährigen Greis fand, der höfische Verhältnisse sehr wohl kannte, gut, deutlich, mit Sammlung, ohne Verlegenheit und sogar freimüthig sprach, übrigens nur oberflächliche Kenntnisse zu besitzen schien. Vom Kurfürsten weg führte Müller Forster'n zum preußischen Gesandten, Herrn von Stein, und dann zur Generalin von Cudenhoven, einer Frau, die beim Kurfürsten Alles galt und viel Verstand zeigte. Am Abend sah er den Geheimrath Hoffmann und Tags darauf den Coadjutor Dalberg, dessen Charakter sich Forster nicht ins Reine bringen konnte; es lag in seinem We-

sen viel Herzensgüte, viel Sanftes, aber zugleich, was oft die getäuschte Güte begleitet, mancher Zug von Mistrauen in seinem Blick. Graf Fritz Stadion, nachmals k. k. österreichischer Minister, schien ihm den Ruf eines vortrefflichen Mannes wirklich zu verdienen. Heinse, Verfasser des „Ardinghello“ und Privatbibliothekar des Kurfürsten, war zuweilen Misanthrop, sagte aber bei guter Laune herrliche Dinge.

Die Aussichten nach Spanien wurden zu Wasser; das mainzer Klima schien günstig, die Stelle versprach Muße zur Arbeit und ein ruhiges Leben; die Schulden waren glücklicherweise getilgt: so entschied denn Forster für Mainz, wurde an Müller's Stelle Bibliothekar mit 1800 Gulden Gehalt; für die Wohnung versprach der Kurfürst künftig eine Entschädigung zuzulegen, im Anfang dürfe er es nicht, weil der Bibliothekargehalt schon um 300 Gulden vermehrt worden sei und man darüber murre.

Das erste Jahr, meint Forster, werde er nicht viel schreiben können, weil seine leidende Gesundheit und neue Bekanntschaften es nicht zulassen würden. Ueber Naturgeschichte werde er wieder Collegia lesen, habe aber mit dem Kurfürsten ausgemacht, daß dies eine Privatabrede zwischen ihnen Beiden sei, etwas Freiwilliges ohne allen Universitätszwang, der in Mainz noch ärger sei als in

Wilna. Bis Michaelis werde er in Göttingen bleiben und sich mit den Bibliothekargeschäften dort mehr bekannt machen.

Forster kehrte nach Göttingen zurück, interessirte sich für die Einrichtung der göttinger Bibliothek, schrieb nebenher für den von Lichtenberg besorgten „Göttinger Taschenkalender“ den Aufsatz „Ueber Leckereien“ und andere kleine Arbeiten, bereitete sich auf die Reise und die neue häusliche Einrichtung vor. Für Reise und Transportkosten bewilligte ihm der Kurfürst 900 Gulden.

Im September 1788 ließ sich Forster in Mainz nieder, und schon Anfangs October schreibt er an Jacobi, daß der literarische und der häusliche, der öffentliche und der Privatmensch sich am neuen Wohnorte, wie er hoffe, besser befinden werde als im wilden, unholden Lithauen und als im steifen und ungeselligen Göttingen. „Wie auch das Schicksal mich herumgeworfen haben mag, fühle ich doch, daß ich in der Wurzel noch immer Derselbe bin, den Sie in Düsseldorf und Kassel kannten, und so lange auch unsere Correspondenz geruht hat, war doch meine Liebe und Verehrung stets ungeändert. Ich glaube mich auf unsere jetzige Nähe in mehr denn einem Betracht mit vollem Rechte freuen zu dürfen.“

Die Bibliothek gab Forster'n anfangs nicht sehr viel zu thun; das Nöthigste war, sie aus dem

Staube hervorzuziehen, in gehörig eingerichtete Zimmer zu bringen; es fehlte am passenden Local, um das sich seine Vorgänger wenig bekümmert hatten. War das gefunden, dann erst konnte man anfangen, die Bücher ordnen, Kataloge machen und die Lücken übersehen, die ausgefüllt werden mußten. „Daß ich kein Literator bin, ficht mich nicht so sehr an; ich habe einige Fächer doch ziemlich inne und mit den übrigen werde ich chemin faisant bekannt."

Forster nahm sich vor, die Mußezeit zunächst auf das Studium der Kant'schen Philosophie zu verwenden, mit der er gern im Reinen gewesen wäre. Er war während seines Aufenthalts in Wilna innerlich ein ganz anderer Mensch geworden. Jene religiöse Aengstlichkeit, jenes schlaffe Ergeben, wo Kampf und Handlung frommen, war weg; Forster war frei geworden und ging wie Lessing und Goethe muthigen Schrittes der Höhe des Jahrhunderts zu. Wahrheit suchte er mit Ruhe und geistiger Klarheit; Jacobi's Gefühlsschwärmerei mochte er nicht mehr; wie Vieles hatte er jenem Freunde nachgeglaubt, das er nun von sich abweisen mußte! Mit Glück und Menschenwürde verband er nun ganz andere Begriffe; er war überzeugt, die Absicht Gottes gehe auf Entwickelung der Kräfte, auf Handlung, Bewegung, Thätigkeit, und nimmermehr sei es eines rechten

Menschen Lebenszweck, sorglos, ohne Leidenschaft, ohne Geistesgenuß, in stiller Andacht hinzubrüten; besser einige Runzeln mehr, und einen durch Uebung gebildeten, durch Erfahrung und Thätigkeit bereicherten Geist zu Grabe zu tragen. Schon bei seiner Uebersiedelung nach Wilna ergriff ihn der lebhafteste Wunsch nach praktischer Wirksamkeit; er verachtete das Dämmern, das Geniegeschrei so mancher Literaten; es war ihm des Schreibens zu viel und des Handelns zu wenig in Deutschland; er war enthusiastisch für Völkerglück und hätte so gern für dasselbe gewirkt. Aber es lag ein dunkles, schweres Verhängniß über diesem reichbegabten Manne; auch in Mainz trat seiner Arbeitsamkeit, seiner Thätigkeit überall Hemmung entgegen; er fand auch da keine fruchtbare Wirksamkeit und sah sich dadurch und seiner ökonomischen Verhältnisse wegen zum Schreiben genöthigt. So schrieb er denn in Mainz mehr denn je und erreichte jene Präcision, Klarheit und Eleganz des Stils, die Forster's Werke auszeichnet. Er arbeitete von früh 5 bis Abends 7 Uhr, schrieb eine vollständige Geographie der Südseeinseln, übersetzte den „Schiffbruch einiger Engländer auf den Pelewsinseln" und verfaßte trotz Unwohlsein für die „Kritischen Annalen" von Archenholz einen Aufsatz über „Englische Literatur und Kunst", und zwar auf den Tag bis zu fünf Bogen. „Eine verzweifelte Arbeit", schreibt er, „ohne Materialien lasse ich

mich darauf ein und schreibe, weil ich wirklich einmal, zu meinem Erstaunen, zur Zunft der Schriftsteller gehöre, das heißt, weil ich Waare für Geld liefern muß.... Unter dem Wust Dessen, was in der Welt geschrieben wird, geht nicht nur das nahrhafte Korn verloren, sondern um nur einigermaßen gangbare Münze zu liefern, muß man das Gepräge der Zeit darauf stempeln, welches nicht immer das schönste ist. Zudem weiß ich immer nur noch den zehnten Theil von Dem, was ich wissen möchte, um schreiben zu dürfen. Wenn ich so etwas fertig habe, möchte ich nur gleich im nächsten Augenblick ins Feuer damit. Allein es gibt eine Wirklichkeit, die meine Träume zerstiebt und der ich weichen muß. Unter Denen, die da schreiben, sind Hunderte, die es noch weniger dürfen als ich, für Einen, der etwas mehr Befugniß hätte, und das Jahrhundert, wie das Menschengeschlecht überhaupt rückt nicht vorwärts in einem regelmäßigen Schritt, sondern in einer unaufhörlichen Rotation. Der Ball wird von unzähligen Händen geschlagen, geworfen, gestoßen, gestreift, berührt, und alle diese verschiedenen kleinen und großen Impulsionen treiben ihn fort. Alles ist Extrem und muß es bleiben, wie ich im Cook gesagt habe, bis ein Gott oder Buffon's Erstarrungsepoche hinzukommt."

Nach F r e i h e i t rang Forster, wie es auch der ihm verwandte Schiller that; Freiheit im Stre-

ben, im Denken, Handeln, Freiheit im geistigen und im politischen, im häuslichen und geselligen Leben, Freiheit in Religion, Kunst und Wissenschaft: „frei sein heißt Mensch sein." „Nur Eins weiß ich: wo der Geist ist, da ist Freiheit; je mehr wir das Leben in uns haben, desto freier sind wir."

Daß er in der speculativen Philosophie noch nicht weit gekommen sei, wußte er wohl; so schreibt er an Jacobi: „Sie müssen nur bedenken, daß ich über 30 Jahre alt war, ehe ich ein Compendium der Logik in die Hände bekam, und nun mußte ich zu gleicher Zeit meine Vorlesungen lateinisch ausarbeiten, Polnisch lernen, eine andere Wirthschaft, einen Haushalt in Lithauen anfangen, ein Weib nehmen u. s. w., da kommt man wol in der praktischen Philosophie weiter, aber nicht so leicht in der Speculation.... Sehen Sie, von Cartesischer und Leibniz'scher Philosophie weiß ich aus eigener Prüfung noch nichts. Es ist unmöglich, daß ich noch hätte dazu kommen können, den Einen oder den Andern zu lesen. Aber ehe ich 50 Jahre alt bin, soll es geschehen, das verspreche ich mir." Wie ihm jeder Despotismus zuwider war, so haßte er auch die Tyrannei allgültiger Principien: „Eine alleinseligmachende Philosophie ist mir so zuwider, wie ein alleinseligmachender Glaube."

Im Frühling empfand Forster die übeln Nachwirkungen des übermäßigen Winterfleißes; er litt an Schlaflosigkeit, Schnupfen, sagt, Kälte sei sein Tod und Nässe lähme seine physischen und moralischen Kräfte. Ein Ruf nach Pesth, den er im Januar von Wien aus erhalten, war abgelehnt worden, weil er in Lithauen die Erfahrung gemacht habe, mit diesen slawischen und hunnischen Barbaren sei nichts anzufangen. Im April 1789 ging er mit Frau und Sömmerring nach Düsseldorf und verlebte neun frohe Tage bei Jacobi; bei diesem Besuche kamen dann die durch Verschiedenheit der Meinungen etwas lauer gewordenen Freunde wieder näher zusammen; die Liebenswürdigkeit Jacobi's gewann neuerdings Forster's Herz. Dieses war ja jetzt wie früher so sehr des gemüthlichen Umgangs bedürftig, und Forster beklagte sich, daß Lichtenberg so vereinsamt zu leben wünsche und deshalb gewiß verkümmern müsse. Müller war so schwer zugänglich, daß ihm Forster in dieser und jener Angelegenheit Billete schrieb, wiewol sie sehr nahe wohnten. Bei seiner Rückkehr von Düsseldorf fand er den auf geschichtliche Studien versessenen Mann krank. Müller genaß bald wieder; das Unwohlsein Forster's zog sich aber bis in den Sommer hinein, sodaß er sich mit den Seinen für einige Wochen auf das Land begeben mußte. Bei einem Besuche in der Stadt traf er

Baggesen und den Grafen Moltke an der Table d'hôte; Beide schienen ihm interessante Menschen zu sein; Ersterer hatte ihm mit seinem sanften und doch leidenschaftlichen Wesen gar sehr gefallen.

Im September kam Wilhelm von Humboldt mit Campe von Paris. Letzterer hielt sich nur einen halben Tag in Mainz auf; Forster fand in ihm „einen von den Mohren, die man nicht weiß waschen kann, und die gleichwol die Gunst des Publicums ungetheilt und unangefochten genießen und im Besitze sind, ihm die schädlichsten Grundsätze beizubringen durch allgemein gelesene Bücher". Wilhelm von Humboldt weilte längere Zeit, „erzählt zwar", wie Forster an Jacobi schreibt, „nicht mehr von der parisischen — nicht paradiesischen Freiheit, aber half doch das Leben würzen, welches ohne solche Würze in der That insipid ist". „Die gute, reine Seele! Ich habe mich seines jugendlichen warmen Gefühls bei so männlichem Geiste, so reifer, vorurtheilsfreier Vernunft recht herzlich erfreut." Während der Anwesenheit Humboldt's schrieb Forster an einem Aufsatz wider Biester, der gegen Proselytenmacher auf unberufene Weise losgezogen war. Der Aufsatz „Ueber Proselytenmacherei" ist in seinen „Sämmtlichen Schriften" (Bd. 5), enthalten und wurde seiner Zeit Humboldt und Sömmerring vorgelesen und mit ihnen besprochen.

So war denn Forster unausgesetzt fleißig, lernte, sammelte und schrieb; allein seine Schriften waren nicht populär, behagten nur einigen denkenden Männern. Andere wurden reich, er blieb arm. Salzmann wurde gebeten, fünf Louisdor für den Bogen anzunehmen; Campe wünschte noch mehr und verlegte seinen „Väterlichen Rath" selbst; Becker erwarb sich durch sein „Noth- und Hülfsbüchlein" ein Vermögen von 12,000 Thalern. Forster sollte den ganzen Winter compiliren, übersetzen und schrieb an seinen Schwiegervater: „Mein Kopf ist leer; ich weiß der Welt nichts Eigenes mehr zu sagen. Wer doch auch nach Italien, oder nach England, oder nach Spanien, oder nach weiterhin, wo nur irgend Neues zu sehen ist, reisen könnte! Denn am Ende mehr hat man doch nicht, als was Einem durch diese zwei kleinen Oeffnungen der Pupille fällt, und die Schwingungen des Gehirns erregt! Anders als so nehmen wir die Welt und ihr Wesen nicht in uns auf. Die armseligen 24 Zeichen reichen nicht aus; etwas ganz Anderes ist die Gegenwart der Dinge und ihr unmittelbares Einwirken. Ich werde in diesen Tagen 35 Jahre alt, die beste, weit die beste Hälfte des Lebens ist dahin, und mir wie unnütz verflossen!"

Doch wie öde auch die Aussicht schien, ein Mann wie Forster wußte Reiz in sie zu bringen; in ihm selbst lag ja so viel; seine Arbeit war

ihm so oft Quelle des reinsten Genusses, und dazu ward ihm die Freude, die Seinen vergnügt um sich zu sehen und sich sagen zu können, es sei zum Theil sein Werk. Auch seine Reisesehnsucht sollte gestillt werden: er hatte in Göttingen Alexander von Humboldt kennen gelernt; der Weltumsegler sprach den jungen Naturforscher sehr an; beide Brüder fühlten sich recht zu Forster'n hingezogen; Wilhelm war in Mainz sogleich „gefesselt" gewesen von der Fülle und dem Schwung seiner Unterhaltung, von der strengen Richtigkeit seiner Ideen mitten im Feuer der Begeisterung; er gestand, daß er sich mit keinem Menschen so gut verstehe, daß er einen großen Theil seiner Bildung von ihm empfangen habe.*) Alexander, der Verfasser des „Kosmos", hörte den Weitgereisten gern von den fremden Ländern erzählen, von den Südseeinseln und den sie bewohnenden Naturmenschen, und hatte denn Forster nicht angefangen, was Alexander von Humboldt fortsetzte und so weit, weit führte? Forster suchte vor allem seine Reiselust, seine Sehnsucht nach neuen Anschauungen zu befriedigen, wußte er doch aus eigenster Erfahrung, daß wenige günstige Tage auf Reisen einem rechten Menschen zu reichen Jahren werden können; er mußte

*) Gervinus in Forster's „Sämmtlichen Schriften", VII, 47.

hinaus. Als äußere Veranlassung seiner Reise nannte er den Wunsch, in England nachzusehen, ob nicht eine Entschädigung für die unbelohnt gebliebene Weltreise seines Vaters zu erhalten sei, ob er für sein Werk über die Pflanzen der Südsee nicht günstige Aussichten in England finde; er hoffte ferner zur Naturgeschichte, des Menschen und Affen insbesondere, in den Cabineten von Holland und London manchen Fund aufzutreiben. Auch über die moderne Kunst in England wollte er Manches aufzeichnen. In Frankreich war die Revolution ausgebrochen; diese Völkerbewegung lockte gleichfalls Forster'n von den Mauern der Kurfürstenstadt weg; so ward denn um dreimonatlichen Urlaub gefragt und eine Reise nach den Niederlanden, Frankreich und England beschlossen. Sein Reisegefährte ward Alexander von Humboldt, über den Forster nach der Reise des Lobes voll ist; einzig beklagt er dessen schwache Gesundheit und meint, der Körper leide bei ihm, „weil die logische Erziehung der Herren Berliner seinen Kopf gar zu sehr mitgenommen hat".

Den 11. Juli 1790 kehrte Forster zu den Seinen zurück und dachte daran, seine Reisenotizen zu einer Reisebeschreibung zu gestalten und drucken zu lassen; so riethen auch seine Freunde. Seine „Ansichten vom Niederrhein" wurden das Beste, das Forster je geschrieben hatte; er legte darin so

viel Verständniß in Musik und Malerei, Architektur und dramatische Kunst, Wissenschaft und Handel, Kirche und Staat nieder und das Alles in so schöner, klarer, gewandter Sprache, daß das Buch den Blick der deutschen Nation auf den Verfasser lenken mußte. Er selbst fand, daß er von der Reise nicht das Wünschenswerthe gewonnen, daß er namentlich von England nicht den erwarteten Vortheil gezogen, weil die Nation kalt und zurückhaltend sei, daß er viel zu schnell habe reisen müssen, um Alles klar und gründlich aufzunehmen; aber wann thut ein strebender Geist sich selbst genug?

Die ökonomischen Vortheile, welche Forster von England hoffte, blieben gänzlich aus, ja es trat der entgegengesetzte Fall ein: England veranlaßte zu einer fortlaufenden Ausgabe, indem ihm von dorther, auf seinen Wunsch hin, beständig Flugschriften, englische Bücher, Karten u. dergl. zugesandt wurden, ein Mittel allerdings, seinen Geist zu nähren, aber auch eins, seine Kasse zu leeren. Er bat Müller, sich für ihn zu verwenden, damit ihm die Heizung geschenkt werde, welche ihn jährlich 300 Gulden koste.

Müller foderte nach der Kaiserkrönung mehrmals seinen Abschied; warum? das wußte Niemand recht zu sagen; vor seiner Abreise, im Januar 1791, speiste er noch auf des Kurfürsten Zimmer und schied also im Frieden. Forster sagt:

„Ich habe ihn noch immer nicht gesehen; wenn es nicht Bedürfniß für ihn ist, mit Menschen umzugehen, so konnte es noch weniger das meinige sein, ihm nachzulaufen. Ich finde in ihm immer ein trauriges Beispiel von verfehlter Bestimmung! Und am Ende entgeht man sich selbst doch nicht.“ Müller ließ sich wieder umstimmen und blieb mit mehr Ansehen denn früher in Mainz.

Im Winter 1791 förderte Forster ein neues Werk zutage: die Uebersetzung der „Sakuntala“, und erschloß damit den Deutschen die indische Literatur, regte Manche zu Nachforschungen an. Frankreichs Bewegungen folgte Forster mit großem Interesse; seine Meinung darüber und seinen Antheil an der Französischen Revolution enthalten in ehrlichster Weise seine Briefe an Heyne, Jacobi, Therese und Huber.

Im Juli 1791 schreibt er an Heyne: „Die politische Welt geht genau so, wie man es nach Dem, was vorhergegangen ist, erwarten kann. Man hat die Menschen als freie unmündige Wesen lehren, erziehen, zu reifen Wesen bilden sollen, und man hat sie schändlich gemisbraucht, sie dumm und blind zu machen gesucht, sich Herrschaft über freie Intelligenzen angemaßt und seine Leidenschaften dabei befriedigt. Ist es ein Wunder, daß die Ausbrüche des endlich erwachten Gefühls nun nicht ganz rein und ungemischt sein

können? Für meinen Theil kann ich nicht aufhören zu bewundern und in das äußerste Erstaunen zu gerathen, daß soviel Mäßigung, soviel reine, echte Tugend, nämlich politische Tugend, noch in einem Volke möglich ist, welches jahrhundertelang unter den elendesten Despoten und unter einem so ganz aller intellectuellen Vorzüge und jedes innern Werthes beraubten, tief herabgesunkenen Adel seufzte. — In der Welt kann nie von absoluter Vollkommenheit die Rede sein; es wird nie zu erwarten sein, daß Menschen anders als menschlich handeln; wenn aber die Sachen mit einer gewissen Form auf das Aeußerste gekommen sind, wenn Misbrauch, Verderbniß, Infamie, Charakterlosigkeit, kurz die völligste Unsittlichkeit Alles durch diese Form zerrütten, so darf man um der paar Unvollkommenheiten willen, die man an der neuen, jener nachfolgenden Form bemerkt, nicht die Dauer jener Abscheulichkeit wünschen. Ueber 100 Jahre oder in 200 Jahren, oder es sei auch früher, werden sich die Unvollkommenheiten der neuen französischen Staatsreform zu Misbräuchen der ersten Größe erheben — wenn sie nicht zuvor abgeschafft werden. — Aber bis sie dahin kommt, haben die guten Einrichtungen offenbar das Uebergewicht, und wenn das Böse an den Tag kommt, und wirklich eine ebenso arge Zerrüttung droht, als der zeitherige Despotismus und Aristokratismus, wem wird

es zuzuschreiben sein als der bittern Nothwendigkeit, dem unvermeidlichen Gesetze der Natur, vermöge dessen es unmöglich ist, ohne in andere Extreme zu gehen, die Wirkung eines Extrems aufzuheben? Kein Fehler, kein Irrthum, kein Misbrauch ist, dessen die Nationalversammlung beschuldigt werden kann, wovon nicht der Fluch auf den vorhergehenden Despotismus zurückfällt. Daß einzelne Menschen von der despotischen Partei Mitleid verdienen, wer leugnet das? Daß Schurken in der Nationalversammlung sitzen, daß in der Volkspartei viele Schurken sind, wer zweifelt daran? Allein entweder darf man über die Ereignisse im Großen und Ganzen gar nicht raisonniren, oder diese Basis reicht nicht zu.... Der Enthusiasmus hat immer etwas Theatralisches, das vom französischen Nationaltheater noch erhöht werden muß. Aber es ist erbärmlich, wenn die Leute immer nur bei diesem Repräsentiren stehen bleiben und sich wirklich einbilden, man spiele nur die Freiheitskomödie in Frankreich. Diese Komödie wird so gut gespielt, daß der Bauer durch das ganze Frankreich von der baaren Hälfte seiner Lasten befreit ist. Darum fühlt er sich, darum ist er glücklicher als zuvor. Er kann sich satt essen; er kann sich kleiden; das konnte er nicht unter dem Harpyenregimente. Darum vermögen auch die päpstlichen Bannstrahlen nichts mitten in einem katholischen Lande; darum that

die Flucht des Königs keine andere Wirkung, als die allgemeine Stimmung der Nation für die jetzige Verfassung deutlich an den Tag zu legen, den Aristokraten alle Hoffnung zu nehmen und der Nationalversammlung die Hände durch das vollkommenste Vertrauen zu stärken. Ohne irgendeine andere Macht, als dieses Vertrauen, herrschen sie jetzt unumschränkt und darf sogar die executive Gewalt den König suspendiren, ohne daß sich Jemand im ganzen Lande regt. Das könnte nicht geschehen, wenn das Volk nicht glücklich wäre; für die unermeßlich große Classe von Menschen, die blos aus der Hand in den Mund zu leben hat, sind zwei gute Jahre überflüssig hinreichend, die Vortrefflichkeit der Constitution in Absicht ihrer selbst zu prüfen. Sie haben zu leben; das ist das große Argument für die neue Verfassung. Man bedenke nur, wie die Aristokraten nach und nach ihre Einwürfe abgeändert haben, wie die Thatsachen sie immer widerlegt haben, wie sie anfangs sagten, der Bauer würde unter der neuen Einrichtung nicht glücklicher sein als unter der vorigen; wie sie hernach die Unvollkommenheit der Repräsentation zum Beweise machen wollten, daß die 12,000 Repräsentanten auch nur Despoten wären; wie sie jetzt nur noch Mitleid und Bedauern zu erregen suchen und sich in ohnmächtigen Schmähungen Luft

machen, und dann urtheile man, wie es in Frankreich wirklich aussieht. Doch der Erfolg wird es zeigen, wenn die deutschen Truppen ihren Zug gegen die französischen Bürger antreten. Was vernünftige Menschen in andern Ländern, insbesondere in Deutschland anzufangen haben, ist eine andere Frage. Bei uns sind Mängel, Misbräuche, Bedrückungen, Aussaugung des Unterthans u. s. w. zwar auf einen hohen, aber noch nicht auf den höchsten Punkt gestiegen. Man kann es noch aushalten, es ist Alles noch ruhig. Allein die adelige Partei hat eine wahrhafte Wuth, ihr Uebergewicht zu behaupten und fühlen zu lassen, die zuverlässig den Umsturz unserer Verfassungen um ein halbes Jahrhundert beschleunigen wird. Es ist also wohlgethan, den Fürsten zu rathen, daß sie auf die Usurpationen der zwischen ihnen und dem Volke stehenden Adelsclasse Rücksicht nehmen, weil der Grund der Revolution in ihr liegt. Ein Fürst, welcher die Gesetze geltend macht und den dritten Stand schützt, hat sicherlich nichts von einer Revolution zu fürchten." *)

„Aus den 12 auf dem Marsfelde gebliebenen Elenden hat die hiesige lächerliche Zeitung 600 gemacht. Ueberhaupt sucht man die paar Unglücks-

*) VIII, 149, 150 und 151.

fälle, die durch die Ungebundenheit des Pöbels entstanden sind, als Abscheulichkeit der ersten Größe vorzustellen, um der Revolution ihren Werth zu benehmen. Wenn man einen König stundenlang auf seinem Schlosse auf seine Unterthanen mit kaltem Blute schießen sieht, das ist nichts. Aber einen Kopf eines Garde du Corps auf einer Pieke vor einen König getragen — liebster Himmel, das ist unerhört barbarisch, das verdiente eine Contrerevolution! — Was hierarchische und aristokratische Wuth für ganz andere Schauspiele geben als die bisherigen in Frankreich, sieht man in Birmingham. Und es gibt Menschen, die verworfen genug sind, diesen ausgearteten Classen das Wort zu reden! Ja, es gibt Fehler und Gebrechen auf beiden Seiten. Aber wer Vernunft und Gefühl hat und nicht wählen kann, den bedaure ich.

„Der Zeitpunkt, den wir jetzt erleben, ist äußerst wichtig und interessant. Alle Räder und Triebwerke der alten Formen stockten. Der unwissende Adel mußte der bessern, edlern Mittelclasse weichen. Er hatte nicht mehr Energie genug, um sich in seiner Usurpation zu erhalten. Wenn unsere Fürsten es nicht lassen können, sich in die französische Sache zu mischen, so kommt uns um 50 Jahre zu früh die Revolution über den Hals. So entsetzlich blind sind sie aber, daß sie sich von den Aristokraten regieren lassen, anstatt

selbst zu regieren, indem sie den übermüthigen Adel in Schranken hielten.“ *)

„Mein Fatalismus in Ansehung Frankreichs ist so arg nicht; ich lasse nur gehen, was ich nicht beurtheilen kann, und glaube überhaupt, daß die Menschen, denen die Völker anvertraut sind, sich ganz in dem nämlichen Falle befinden; sie übersehen nur andere Verhältnisse, aber bei weitem nicht alle; daher ist ihr Wirken ebenso blind in den Tag hinein und hat so ganz andere Folgen, als sie selbst hoffen. Die europäischen Mächte, denen es doch im Grunde wegen der Aufklärungsepidemie bange ist, werden sich wohl hüten, Frankreich angreifen zu wollen; ihnen ist mehr damit gedient, es in seinem jetzigen Zustande der politischen Ohnmacht und der innern Zerrüttung zu erhalten, so wird es, statt das Beispiel von Europa zu werden, die Fabel von Europa, und ihr Zweck ist erreicht. Freilich ist darum die gute Sache nicht schlechter geworden; aber welcher große Haufe geht darin bis auf den Grund? Das allgemeine Resultat; dabei bleibt er stehen. Dies ist wahrscheinlich jetzt die Art, wie die Cabinete die Lage von Frankreich betrachten; aber wenn nun die Vorsehung, nach ihrem Ausdrucke, mit der Schere dazwischenfährt, dann nimmt die Sache doch eine

*) VIII, 151.

andere Wendung und kann doch zum Wohl der Humanität ausschlagen, so wenig es jetzt den Anschein hat, und so wenig die Monarchen und Oligarchen das wollen. — Die Noth kann auch so wirken, zurückführen auf einfachere, strenge Sitten; kann Einschränkungen erzwingen, die nächste Generation vor der Corruption der gegenwärtigen bewahren, wenn Gemeingeist der Freiheit und der Bürgertugend allgemeiner darin wirken. Alsdann wäre die Revolution nicht nur geborgen, sondern auch heilsam geworden. Die Losreißung der Colonien in Westindien kann, so schmerzlich die Wunde ist, dennoch die Gesundwerdung des Ganzen beschleunigen. Die französische Industrie wird ihren Markt immer finden, wenn Frankreich auch keine auswärtigen Besitzungen hat. Der französische manufacturier ist genügsamer und im Grunde fleißiger, oder doch ebenso fleißig als der englische; er kann also wohlfeilere Waaren geben. Auch der Ackerbau könnte in Frankreich noch viel höher getrieben werden. Das ist kein Unglück, wodurch die Menschen sich genöthigt sehen, fleißig zu werden und ihre Kräfte anzustrengen. Ist doch die Anstrengung jetzt möglich, was sie bei dem vorigen Regierungssystem nicht war." *)

„Der Krieg ist nun ausgebrochen, und es ver-

*) VIII, 171 und 172.

breitet sich die Nachricht, daß die Franzosen bei dem Versuche, in Brabant oder vielmehr im Hennegau einzudringen, geschlagen worden sind. Lehrgeld werden sie wol geben müssen. Unser Kurfürst wird wahrscheinlich, sobald ein französisches Corps gegen unsere Stadt und Gegend anrückt, nach Erfurt gehen. Allein wir haben auf keinen Fall etwas zu befürchten; denn da weder Lebensmittel in der Stadt sind, noch die Festungswerke sich vertheidigen lassen, so öffnen wir gewiß Jedem die Thore, der sich uns nähert, und Keiner kann sich im Fall eines Angriffs hier halten. Doch scheint es noch immer nicht, als ob sich der Krieg in diese Gegend spielen wird. Man muß es abwarten; Dinge, die nicht zu ändern sind, muß man ergehen lassen, wie Gewitter, Frost und Schnee, Regen und Sturmwetter." *)

„Unsere Lage scheint für jetzt nicht länger bedenklich. Es ist offenbar, die geistlichen Kurfürsten erlauben den Emigrirten nicht eher, sich zu bewaffnen, als bis die wirklich versprochenen 56,000 Preußen die Rheingegenden decken. So lange spielen sie Neutralität. Die Festungswerke werden ausgebessert, die Gräben mit Wasser gefüllt, und die Kornmagazine sollen schon auf zwei Jahre Frucht erhalten. Uns kann folglich nur eine Ar-

*) VIII, 188.

mee von 30—40,000 Mann mit Belagerungsgeschütz belagern, und ehe das geschieht, müßten die preußischen Truppen geschlagen sein, die uns hier decken sollen. Denn vorderhand können die Franzosen eine so starke und so gut versehene Armee nicht aufbringen. Im Hennegau und vor Tournay ist ihnen ihr erster Angriff misglückt. Allein so sanguinisch wie man hier aus diesem Scharmützel schon der französischen Freiheit den Untergang prophezeit, sind meine Erwartungen nicht. Der Krieg kann viele Jahre dauern und sich zuletzt in einen Krieg zwischen Preußen und Oesterreich auflösen." *)

„Hier wird nun täglich Villars als französischer Gesandter erwartet, um Vorschläge zu thun, welche unser Kurfürst nicht annehmen wird. Alsdann werden wir geradezu für Feinde gehalten; allein die Gefahr ist eben nicht groß, da die Hessen ganz in der Nähe und auf den Wink bereit stehen, die Stadt zu decken. Halten kann sich freilich die Festung nicht; allein die Besatzung kann ausfallen, und erst, wenn sie geschlagen werden sollte, kann capitulirt werden. Noch marschiren die Preußen nicht, so marschfertig sie auch sein sollen. Wenn Lafayette mittlerweile Lüttich besetzt, so marschiren sie vielleicht gar nicht, oder die Po-

*) VIII, 190.

litik müßte ihre treulose Natur verleugnet haben." *)

„In Frankreich, wo Preußen und Oesterreich Alles für geendigt ansehen, wird jetzt erst die Revolution, aber freilich eine blutige angehen. Für das Leben der königlichen Familie gebe ich keinen Groschen. Die Wuth der Jakobiner ist zu Allem fähig, und sie trotzen auf ihre Macht. Wenn die Krisis aufs Höchste gekommen ist, werden sie gewiß hervortreten. Constitution und constituirte Mächte sind ihnen dann nichts mehr, und das ist der Punkt, wo sie es haben wollen. Freilich war es schlimm, daß bei der Lage der Sachen die vorige Nationalversammlung zuletzt so sehr auf die monarchische Seite hing. Nun endigt Alles gewaltsam; es wird Alles unter die bewaffnete Demokratie der Clubisten sich beugen müssen, und wer weiß, wie toll es dabei hergeht. Wir können freilich nun das Alles ruhig ansehen und denken: wenn nicht Alles Ungefähr und blinder Zufall ist, so wird es wol aus diesem Nebel und dieser Verwirrung einmal ein Licht geben, wovon die Hauptacteurs, die das Schicksal in Händen zu haben wähnen, sich nichts träumen lassen." **)

Den 4. October 1792 flüchtete der Kurfürst,

*) VIII, 190 und 191.
**) VIII, 193.

vor den Mainz bedrohenden Franzosen, in einem Wagen mit abgekratztem Wappen und nahm die Pupillen- und Witwenkasse mit sich. Der mainzer Adel rettete in größter Angst sich selbst und die Habe den Rhein hinunter, und als die Großen geborgen waren, da erließ der sichergestellte geistliche Herr ein Edict, wonach Jeder, der ferner die Flucht ergreifen würde, der Landesverrätherei beschuldigt ward. Custine nahm die Stadt ein, welche Niemand vertheidigte; Forster blieb auf seinem Posten.

„Der Kurfürst ist in Hannover; der Coadjutor kommt nicht her, und vom Capitel bekümmert sich Niemand darum, zum Besten des Adels, der Geistlichkeit und der alten Verfassung ein Wörtchen zu sprechen. — Feig und adelig fangen an, synonym zu werden, und für diejenigen Adeligen, die man kennt, ehrt und liebt, muß man beinahe weinen, daß ihr Stand so herabgesunken und an eigenem innern Werthe so verarmt ist.... Darf man es in Mainz öffentlich sagen, daß man für den Kurfürsten sei, der die Witwen- und Pupillenkasse mit sich genommen hat und von den Thränen der Waisen seines Leibes pflegt! Für einen Adel, der Alles, was er Bewegliches hatte, geflüchtet hat und dann von der Bürgerschaft verlangt, daß sie sich wehren sollte! Für eine Geistlichkeit, die sich schon lange beim Volk verhaßt ge-

macht hat und bei dieser Gelegenheit ebenso feig und eigennützig wie der Adel sich zeigte. Nein! beim Himmel, es ist unmöglich! Der Adel, dessen Vorrechte sich einzig und allein darauf gründen, daß er der geborene Beschützer des Volkes ist und heißen will, flieht mit schändlicher Furcht auf den ersten Anschein der Gefahr und läßt das Volk im Stich, wol überzeugt, daß, wenn der Sieger ihm Abgaben auferlegt, er sich bald wieder am Volk dafür erholen werde; ebenso der Kurfürst und die Geistlichkeit: nicht zu gedenken, daß das ganze Ameublement des Kurfürsten, seine Bibliothek, Gemälde, weichen Polster, Gärten, Ställe u. s. w. bis auf den kleinsten Nagel ein Eigenthum des Staats ist, das ihm die Kammer hat anschaffen müssen, und worüber er nicht disponiren darf! Das Volk schmäht ihn, der Adel und die Geistlichkeit stimmen hiermit ein, weil sie seinen Ehrgeiz und seine Parteilichkeit für die Emigrirten für die Ursachen ihres Unglücks halten und Recht haben. Alles schreit, er soll nicht wieder her.

„Was denken Sie wol, daß in einer solchen Lage zu thun sei? Mein Haus und Ameublement, das heißt, was ich in der Welt habe, zu verlassen und aufs Gerathewohl mit Frau und Kind umherzuirren, bis es uns an Mitteln zu unserer Erhaltung fehlt, — oder hier zu bleiben, die Universität aufrechtzuerhalten suchen, sich der

Bürgerschaft anzunehmen, sie auf vernünftigem, gemäßigtem Wege so zu führen, daß ihnen bei dem Frieden die Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reiche, wenn sie nothwendig sein sollte, nicht nachtheilig wird, und bei dieser Laufbahn zu wagen, was zu wagen ist? Daß man mich verkenne, verschreie, für den Hauptdemagogen halte und dergleichen mehr, da doch jetzt Alles im Begriff steht, die violentesten Beschlüsse zu nehmen, um sich von Menschen, die nichts, nicht einmal die Ehre zu verlieren haben, über Stock und Stein führen zu lassen! Ich sehe ein, daß ich das Letztere wählen muß, wenn ein Funken Liebe für das Wohl Aller, wenn einiges Gefühl von Würde in mir selbst, wenn Sorge für die Meinigen mich leitet."*)

Drei Wochen nach der Capitulation hatten sich die mainzer Bürger dahin ausgesprochen, auf neufränkische Art frei zu sein. Was den Entschluß der Bürger sehr beschleunigte, war die plötzliche Ankunft des k. Geheimen Staatsraths Müller, der von Wien nach Mainz kam. Er gab allen Bürgern, die ihn allgemein wohl mochten, „den Rath, diese Gelegenheit, frei, d. h. französisch zu werden, nicht zu versäumen, da auf jeden Fall Befolgung eines sehr deutlich bezeugten Willens des Siegers das Mittel zu ihrer Erhaltung

*) VIII, 36—240.

und zur Sicherung ihres Eigenthums sei, welches ihnen bei einer Rückgabe im Frieden so wenig übelgenommen werden könne, als wenn im Siebenjährigen Kriege ganze Provinzen, die hernach beim Frieden zurückgegeben wurden, den Eid der Treue in die Hände ihrer Eroberer niederlegen mußten". „Was mich betrifft", fährt Forster fort, „so hätte ich entweder emigriren oder hier bleiben und mich in nichts mischen müssen, oder aber es bleibt nur das Dritte übrig, insoweit es von mir gefodert wurde, zu wirken. Vor der Capitulation auszuwandern, hieß die Feigheit beweisen, die ich und jeder Gutdenkende an dem Adel und der Geistlichkeit verabscheute; nachher war es ohne eine Verleugnung aller meiner bisher geäußerten Grundsätze und meiner ganzen Denkungsart durchaus nicht möglich." *)

Da Forster Gewandtheit in der französischen Sprache besaß, beauftragte ihn die Universität, sie dem Schutze des Generals zu empfehlen. Diese Rede erwarb ihm die Achtung Custine's und der Franken. Die mainzer Bürgerschaft ernannte ihn zum Präsidenten des Clubs, zum Chef der Verwaltung. Forster verproviantirte die Stadt mit Salz und Holz und that Alles, Ordnung aufrechtzuhalten. Er besaß das Zutrauen der Deutschen und Franken und wurde in den Verwaltungsrath

*) VIII, 243.

gewählt, der das Land von Speier bis Bingen vorläufig regieren sollte. „Das Beste des uns anvertrauten Landes und seiner sämmtlichen Einwohner wird mein Augenmerk sein, und es gehört nur ein halbes Auge dazu, um zu unterscheiden, daß politische Verhältnisse darin jetzt nichts ändern und keine Rücksicht verdienen können. Ich erhalte die Habe und den Wohlstand der Einwohner, hernach bekomme das Land, wer da will, so hat er es in guten Umständen.“ *)

So war denn Mainz französisch geworden und Forster mit. Wie war es ihm aber die Zeit hindurch in seinem Hause ergangen? Er hatte zwei Kinder verloren und es tief empfunden und sonst so viel Schweres im eigenen Hause erlebt. „Es ist zum Erstaunen, was man nicht Alles muß über sich ergehen lassen, was man nicht Alles erfahren muß, blos um es erfahren zu haben, denn sonst weiß ich keine andere Absicht, die das Schicksal mit uns haben kann, wenn es die empfindlichsten Leiden über die reizbarsten Gemüther verhängt. Ich glaube, ich bin seit Jahr und Tag um zwanzig Jahre älter geworden, und das nicht im bessern Sinne des Worts; ich fühle mich erstorbener, als ich sollte, wie eine Pflanze, die vom Frost gerührt ist und sich nicht wieder erholen

*) VIII, 246.

kann."*) „Krankheit, Verlust zweier Kinder und eine Art des häuslichen Kummers, wie sie vermuthlich nur gute Menschen verwunden kann, der daraus erfolgte Unmuth und endlich eine Unerfahrenheit in Geldsachen, die mich verleitete, meine häusliche Einrichtung zu schnell zustande zu bringen, dies sind die Ursachen, daß ich eine Unordnung in meinen Finanzen wahrnehme, welche immer unheilbarer werden muß, wenn ich nicht unverzüglich zur Abhelfung derselben die ernsthaftesten Vorkehrungen treffe. Ich weiß nicht, ob ich mich von allem Vorwurf dabei reinigen kann, und ich will es nicht versuchen; denn alle diese Erfahrungen sind nicht retroactiv, sondern können nur auf die Zukunft zu einer behutsamen Berechnung der Einnahme nnd Ausgabe führen. Das ist gewiß, daß ich keinen Artikel meines Haushalts verschwende, folglich mit Oekonomie noch zurechtkommen kann, und mich auch jetzt in keiner Verlegenheit befände, wenn ich nicht auf größern schriftstellerischen Erwerb gerechnet hätte, als mir meine Krankheit und meine Verstimmung zugelassen hat. Ich habe dieses Jahr wenig von Buchhändlern eingenommen und hatte auf viel gerechnet. Auch kommt die Vertheuerung aller Bedürfnisse in Anschlag." **)

*) (An Lichtenberg.) VIII, 183.
**) (An Johannes von Müller.) VIII, 216.

Und wiederum an Jacobi: „Weil es besser ist, alle Fäden meines Herzens zu berühren, die es in Bewegung setzen, so entschuldigen Sie jene Ausbrüche des Mismuths, der Hypochondrie und der Traurigkeit damit, daß ich Augenblicke habe, wo eine andere Gattung von Unglück mich das Drückende in meiner äußern Lage tiefer empfinden läßt.“

Ein tiefer Schmerz war über Forster gekommen: eine fremde Liebe war zwischen die Gatten getreten, die des Hausfreundes Ludwig Ferdinand Huber, Legationssecretär der sächsischen Gesandtschaft, dem Therese dann nach Forster's Tode ihre Hand reichte. Forster hatte ihr vor der Vermählung gesagt, es freue ihn, wenn sie allüberall frei das Edle und Gute liebe; er tadelte mit ihr die „intoleranten Sittenrichter“: „Ich hasse Alles, was der Freiheit in den Weg tritt, was einer Knospe, einem Keim verbietet, sich zu entwickeln, Blüten und Früchte zu tragen.“ Die duftige Rose der innigsten, eigensten Liebe hatte von Anfang an im Brautkranze gefehlt, und Forster hatte, wie Huber sagt, die herzlichste Freundschaft zwischen diesem und Theresen gekannt und gebilligt; aber wie schmerzlich wurde das Verhältniß für ihn! Und wie sich selbst treu, wie edel und groß blieb der Einsame bis zur Todesstunde dem Freunde, der Gattin gegenüber!

Therese sagt: „Innige Achtung, schonende Nachsicht erhielt die Würde der Verbindung, gleiche Denkart über das Sichtbare und Unsichtbare, was den Menschen angeht, gleiche Theilnahme an allem Wissen, allem Schönen, allem Guten.“ „Warum eine Ehe, in der gegenseitige Achtung und innige Theilnahme unerschütterlich blieb, beide Theile nicht beglückte, ist das Geheimniß der beiden Gatten, in das Niemand ein Recht einzudringen hat. Der scharfsinnige Seelenkundige erräth vielleicht, die Zeitgenossen haben Thatsachen in der Hand, um ihre Ansicht zu bilden.“

Im December 1792 schickte Forster seine Frau und die Kinder unter dem Schutz des Freundes nach Strasburg und schrieb an Huber: „Daß ich von Therese das Opfer, mit mir zu leben und zu sterben, nicht fodern kann, fühle ich; desto schmerzlicher ist meine Lage.“ Später: „Daß sie in Sicherheit ist, kann auf keinen Fall überflüssig sein, wenn ich schon meine Einsamkeit tödtlich fühle.“ „Daß ich nicht auf Rosenbetten liege, weiß ich am besten, und was zumal jetzt mich ängstigt und quält, ist schwer Ihnen zu sagen, und Sie fassen mich doch eher als jeder Andere. Ich bin hier ganz allein; Sie wissen's und glauben's mir.“

Ein junger Engländer, Thomas Brandt, der in Forster's Hause gewohnt, zog gleichfalls weg;

nur die zweite Magd, Marianne, blieb bei Forster zurück.

Aber nicht nur der Gattin treue Liebe sollte der arme Forster missen, auch Sömmerring, der Herzensfreund, dem er einst geschrieben: „Selbst die Liebe weicht dem Seelenbündniß, welches mich an dich kettet“, auch Sömmerring, der so lange mitgeirrt und mitgestrebt hatte, fiel ab, und so stand denn Forster ganz vereinsamt, ganz verwaist mit dem großen, edeln Herzen in der weiten, aber kleinen Welt.

Sömmerring war vermählt und war mit seiner jungen Frau nach Wien gereist, und da er unter den jetzigen Verhältnissen Mainz nicht betreten mochte, so zog er zu den Aeltern seiner Frau in Frankfurt. Er schrieb im December an Forster als an den Vicepräsidenten der Administration und foderte ihn bei dessen Ehre auf, sein Eigenthum in der mainzer Wohnung sicherzustellen und für die Unverletzbarkeit der von der Behörde angelegten Siegel verantwortlich zu sein.

Forster antwortete ihm ernst und mit dem Stolze des vereinsamten Herzens: „Hättest du doch lieber den entschiedenen Willen gehabt, hier alles Gute und Böse mit uns zu theilen, und dein Haus unter deiner Aufsicht zu behalten, — oder mit deinem ganzen Eigenthum wegzuziehen und uns unserm Schicksal zu überlassen! Wer

wird einen Beamten verantwortlich für die Uebertretung machen, die er gerade durch eine Vorsichtsmaßregel zu erschweren bemüht war? Darum ließ man ja besiegeln, daß nichts erbrochen werden sollte. Mich würde es bitterlich schmerzen, wenn dir das Geringste von Dem, was nur der Wissenschaft nützen kann, entkäme; sowie es mich schon genug geschmerzt hat, daß unser Weg sich bei der Erscheinung der Franzosen trennen mußte: indem wir verschiedenen Grundsätzen folgten oder Anderes aus einerlei Prämissen schlossen. Ich habe mich für eine Sache entschieden, der ich meine Privatruhe, meine Studien, mein häusliches Glück, vielleicht meine Gesundheit, mein ganzes Vermögen, vielleicht mein Leben aufopfern muß. Eins allein, weiß ich, ist unantastbar mein, weil nur ich allein es antasten könnte, das ist mein Bewußtsein.... Du wirst am besten wissen, daß ich dich kenne, mithin kannst du auch an meiner Denkungsart nicht zweifeln."

Und nun in seiner Einsamkeit überschaut er die politischen Verhältnisse, in die er gerathen, ungestört genug und schreibt an den Buchhändler Voß in Berlin: „Was den Punkt betrifft, daß ich ein Preuße bleiben soll, so könnte ich darüber sehr Vieles antworten. Hier ist indeß nur Einiges: die Zeit ist jetzt kostbar, und nur die Rechtfertigung, die ich mir selbst bei meinen Freunden schul-

dig bin, kann mich bewegen, sie jetzt aufzuopfern. Wenn ich den Wunsch, daß ich ein Preuße bleiben soll, recht verstehe, so ist er eine Zumuthung, die mit meinen Grundsätzen und mit meiner, in so vielen Schriften — freilich des Despotismus wegen behutsam — ausgedrückten Freiheitsliebe ganz unverträglich ist. Ich bin in Polnisch-Preußen, eine Stunde von Danzig geboren und habe meinen Geburtsort verlassen, ehe er unter preußische Botmäßigkeit kam. Insofern also bin ich kein preußischer Unterthan. Ich habe als Gelehrter in England gelebt, eine Reise um die Welt gemacht, ferner in Kassel, Wilna, Mainz meine geringen Kenntnisse mitzutheilen gesucht. Wo ich jedesmal war, bemühte ich mich, ein guter Bürger zu sein, wo ich war, arbeitete ich für das Brot, welches ich erhielt. Ubi bene, ibi patria, muß der Wahlspruch des Gelehrten bleiben; er bleibt es auch des freien Mannes, der in Ländern, die keine Verfassung haben, einstweilen isolirt leben muß.

„Heißt ein guter Preuße sein, wenn man in Mainz unter französischer Herrschaft steht, so viel, als allen Preußen Gutes, einen baldigen Frieden, Erholung von allen Uebeln des Kriegs wünschen, so bin ich ein guter Preuße, wie ich ein guter Türke, Chinese, Marokkaner u. s. f. bin; heißt es aber, daß ich in Mainz meine allgemein bekannten Grundsätze verleugnen, mich nicht freuen soll,

daß es eine freie Verfassung erhält, aufgefodert, wie ich bin, nicht dazu mitwirken, in einer Gährung, einer Krise, wo man durchaus sich entscheiden muß, entweder ganz unentschieden bleiben oder das mainzer Volk zu überreden suchen, es thue besser, die alten Gräuel beizubehalten, als mit den Franken frei zu werden, heißt also ein guter Preuße sein, Grundsätze annehmen, die nie die meinen waren, und die nicht das Wohl der Einwohner Preußens, sondern das Wohl des Cabinets, des Hofes, der Geisterseher hier in Mainz im Auge behalten sollen, so verlangt man etwas, wofür ich verdiente, an den nächsten Laternenpfahl aufgeknüpft zu werden.

„Jetzt begreifen Sie, daß es meine dringendste Pflicht ist, auf den angebotenen Vorschuß gänzlich Verzicht zu thun, obschon ich nie so arm war als jetzt und durch die getäuschte Hoffnung noch ärmer geworden bin. Ich mag aber lieber alles Elend über mich ergehen lassen, als meinen Grundsätzen ungetreu werden.“ *)

An Huber: „Ich bin auf dem Punkt, wo ich in complicirtern Verhältnissen stehe, als ich noch je hatte, und sehe die Nothwendigkeit, so zu handeln, vor mir, als ob ich der einzige Mensch in der Welt wäre, auf den man rechnen könnte.

---

*) VIII, 274.

„Ich kann es und will es. Die Trennung ist einmal nothwendig und ich bin dazu entschlossen. Allein ich werde nichts heimlich, nichts hinterrücks thun; zuerst declarire ich dem Publicum, daß ich mich dadurch, daß es sich für die Freiheit nicht erklärt, für entbunden von aller Pflicht des Mitbürgers halte, und jetzt nur noch in meiner Eigenschaft eines fränkischen Bürgers und Beamten zu handeln habe, mithin ihm von keiner meiner Handlungen mehr Rechenschaft schuldig zu sein glaube.“*)

„Ich halte Contenance, das ist aber Alles. Zum Glück will Gott der Sache besser als die Tröpfe, die ihr Heil verkennen. Ich bin überzeugt, die Pforten der Hölle überwältigen die neue Freiheit nicht. Machen Sie doch, daß Sie auf jeden Fall reisefertig sein mögen, wenn Sie je hören, daß man sich von hier aus dorthin nähert. Denn das wird schrecklich sein und ist nicht zu vermeiden; die Menschen sind einmal nicht Engel, auch wenn sie «Ça ira» und den marseiller Marsch spielen. Rache ist ein furchtbares Wort.“**)

An seine Frau: „Mein Geist ist, Gott sei Dank! unabhängig von Allem, und ich gehe meinen geraden Gang, überzeugt, daß ich nach bester Einsicht handle; das Uebrige ist Tand!“***)

*) VIII, 280.
**) VIII, 298.
***) VIII, 296.

„Sie (die Menschen) können einen Menschen nicht begreifen, der zu seiner Zeit auch handeln kann, und finden mich verabscheuungswürdig, nun ich nach den Grundsätzen wirklich zu Werke gehe, die sie auf meinem Papier ihres Beifalls würdigten." *)

Inmitten dieses politischen bewegten Lebens gedenkt er mit steter Liebe und Treue der fernen Seinen, schickt seiner Gattin alles Nöthige und schreibt: „Ich bitte dich, um Alles in der Welt, recht vergnügt und unbekümmert zu sein und dir's an nichts abgehen zu lassen ... es thut mir leid, daß du fortfährst, zu sorgen. Suche doch Zerstreuung, Gesellschaft und Theater. Wenn dieser letzte Artikel auch etwas kostet; wenn du nur einen Begleiter hast, so laß dich das nicht abhalten, dahin zu gehen.

„Ich erinnere mich, daß es morgen Weihnachten ist, und sende daher dir und den Kindern beigehende Kleinigkeit, für die du das Nöthige anschaffen wirst. Die zwei Assignaten sind für Lise (die Hausmagd) bestimmt, mit meinem Gruß für ihre Liebe und Treue."

Therese erhielt von Georg von Rougemont, einem Freunde ihrer Aeltern, die Einladung, zu ihrer und der Kinder größerer Sicherheit und Annehmlichkeit nach Neufchatel zu kommen; andere

*) VIII, 310.

Freunde riethen ihr, die Einladung anzunehmen; sie wollte in so wichtiger Angelegenheit erst den Rath ihres Gatten einholen. Forster war betroffen, willigte aber doch ein, wiewol es ihm naheging, seine Kinder über der Grenze zu wissen und sie so nicht ohne große Schwierigkeit sehen zu können. Ehe seine Zustimmung kam, war Therese schon auf dem Wege, weil Eile nöthig war. Und während sie reiste, rief ihr Forster, nichts ahnend, zu: „Profit Neujahr! Du und meine Kinder! Wenn es uns nicht besser geht als im vorigen, so wird es auch nicht schlimmer gehen, und wir werden dann gewiß noch manche gute Stunde erleben. Haben wir nicht jeden guten Tag des Frühlings und Sommers benutzt? Wenn's erst wieder trocken zum Gehen ist, das Laub an den Bäumen grünt, und die Sonne warm hervorscheint, gibt es auch wieder wohlfeile und herzlich empfundene Freuden. Was jeder Tag mit sich bringt, wollen wir froh hinnehmen, und nur dafür sorgen, uns empfänglich für alles Schöne, Gute in der weiten Welt zu erhalten.... Ich hange dem General nicht an, nicht den Kriegscommissarien, nicht dem Präsidenten der allgemeinen Administration und auch nicht den Commissarien des Convents, die soeben angekommen sind, ich arbeite aber unausgesetzt, und ich merke wohl, daß man diese Art von Unbestechlichkeit mehr fürchtet als ehrt, mithin sich zwar

meinen guten Willen zunutze macht, aber an mir weiter keinen Theil nimmt, weil ich dem Eigennutz aller dieser Menschen nicht diene. Dieses Betragen ist nicht von dieser Welt. Das lerne ich täglich mehr einsehen, und deshalb ergebe ich mich auch willig in den Gedanken, mich aufs äußerste einzuschränken und noch so vielen Bedürfnissen, wie ich immer kann, zu entsagen, um bei meiner moralischen Unabhängigkeit nicht ökonomisch zugrunde zu gehen. Ich müßte heucheln, wenn ich nicht bekennen wollte, daß ich diese Vereinzelung jetzt sehr drückend empfinde. Es ist nicht das Bedürfniß, sich auszuschütten, allein — endlich muß man doch sich selbst zu genügen lernen, sondern ich wünsche mir oft einen Freund, der sich genug um mich bekümmerte, um auch gern meine Ideen über die jetzige Lage der Dinge anzuhören und sie mit Theilnahme zu prüfen.

„Ich mache mir nichts daraus, mich ganz aufzuopfern, ich möchte nur, daß es sich auch der Mühe verlohnte, und daß ich etwas für die Andern damit erwerben könnte; sonst ist ja das Leben, was ich jetzt führe, nicht der Mühe werth, daß man sich einen Augenblick besinnt, ob man es hingeben soll oder nicht. Ich könnte alle Laternen in Mainz mit mir herumtragen, ohne hier einen Menschen zu finden. Und eben darum, weil ihnen Alles fehlt, glauben sie, daß ihnen gar nichts

fehlt, und wissen von keinem Mangel. Jetzt, da ich mich um sie habe bekümmern müssen, habe ich sie kennen gelernt. Kein Funke von Willen und Entschiedenheit, keine Kraft, keine Thätigkeit, keine Vernunft, keine Kenntnisse, keine Ausbildung, kein Gefühl, keine Zuneigung. Zwei mainzer Freunde gibt es, glaube ich, nicht. In dieser gänzlich isolirten Lage thue ich Alles, was ich kann, ohne Hoffnung, etwas Wesentliches zu wirken oder auch nur Dank zu erhalten."

Es war sehr zu bezweifeln, daß Forster zur neuen Administration durch Volkswahl berufen werde; wider den Willen des Volks, das sah er wohl ein, durfte er sich nicht aufdringen, und sobald die Administration aufhörte, hatte er in Mainz nichts weiter zu thun, konnte, ja mußte weggehen. Er glaubt kaum, in Paris eine Stelle zu bekommen, weil er nicht intriguiren, nicht den Hof machen könne. „Solange ich glauben konnte, ich diente meinen Landsleuten, den Mainzern, ich thäte ihnen einen Gefallen, arbeitete für ihr Glück, beförderte ihr Interesse und erfüllte ihre Wünsche — solange konnte ich mit Recht wagen und aufopfern. Der Fall ist nicht mehr, wenn ich gegen den Willen dieses Volkes für das Interesse der Französischen Republik wirken soll, die nicht so viel für mich gethan hat, mich in die Zahl ihrer Bürger aufzunehmen. So sehr ich an den Grund-

sätzen der Republik hange und immer dafür erklärt bleibe, kann ich doch nicht als Thor mich aufopfern wollen, ehe ich einen Beruf dazu habe. Jetzt ist leider ein Individuum in Frankreich nichts, und ich fühle, daß ich kein Lärmmacher bin, mithin werde ich immer hinter diesen zurückstehen. Meine zehn Finger bleiben also meine sicherste Zuflucht, und ich bin es doch auch dem braven Voß schuldig, für ihn zu arbeiten, da ich ohne ihn diese Wahl nicht einmal hätte, sondern hier auf gut Glück hätte abwarten müssen, ob ich hier Alles verlöre oder nicht. Ich hoffe also, im Februar hier fortgehen zu können, und zwar so, daß auf ein Jahr der Unterhalt meiner Kinder gesichert ist. Meine Meubles muß ich verkaufen, das heißt, leider Gottes, sie wegwerfen, denn jetzt sind sie gar nichts werth; allein es liegt einmal in meinem Schicksal, wieder von vorn anfangen zu müssen. Also laß uns darüber mit festem Muthe hinweggehen. Strasburg ist kein Aufenthalt für mich ... zuerst muß ich den dritten Band der «Ansichten» ausarbeiten *) und das thäte ich am liebsten in der Schweiz; dann machte ich noch einige Uebersetzungen fertig, etwa bis im Mai, ginge dann über Genf nach Lyon, die Rhône hinunter ins südliche Frankreich,

*) Die dazu nöthigen Papiere blieben in Mainz liegen, wurden aber mit andern in Sicherheit gebracht und von Huber nach Forster's Tode herausgegeben.

und mit der Feder in der Hand, auf meinem Esel oder Maulthiere durchreiste ich die Provence und Languedoc und schriebe, was ich sähe."

Im ärgsten Fall denkt er, in London sein Auskommen zu finden, dort allen Uebersetzern den Rang abzulaufen und manches Werkchen im Englischen auszuarbeiten.

Den 14. März ward Forster wieder zum Präsidenten des Clubs gewählt; den 21. März wurde in der Sitzung des Nationalconvents einmüthig decretirt, den Wunsch der Vereinigung mit Frankreich zu äußern und damit eine Deputation nach Paris zu schicken. Forster war Vicepräsident des Convents und wurde fast einstimmig zum Deputirten nach Paris ernannt. Den 30. März hielt er unter vielfältigem Beifallsklatschen der Versammlung seine Rede im Nationalconvent und bewirkte damit Einverleibung der von den Franzosen besetzten Rheingegend in die Frankenrepublik. In dem ersten Briefe von Paris aus an seine Frau schreibt Forster: „Ich bin noch immer mit der Revolution zufrieden, ob sie gleich etwas ganz Anderes ist, als die meisten Menschen darunter denken." Später: „Es bleibt bei meiner Behauptung, daß man die Revolution ja nicht in Beziehung auf Menschenglück und Unglück betrachten müsse, sondern als eins der großen Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlecht her-

vorzubringen. Ich bin so wenig vom Charakter der Franzosen erbaut als ihre Feinde und Verächter, aber ich erkenne neben ihren Mängeln und Fehlern auch das Gute, das sie haben, und sehe keine Nation einzeln als Ideal an. Alle zusammen machen die Masse der ganzen Gattung aus, und die Franzosen sind nun einmal, vielleicht gar zur Strafe, bestimmt, die Märtyrer für das Wohl, welches künftig die Revolution hervorbringen wird, abgeben zu müssen." *)

Den 13. April: „Je mehr man in die Geheimnisse der hiesigen Intrigue eingeweiht, oder besser, je näher man mit dem ekelhaften Labyrinth bekannt wird, worin sich hier Alles windet und dreht, desto mehr kalte Philosophie bedarf man, um nicht an Allem, was Tugend heißt, zu verzweifeln, und um ruhig von der Gerechtigkeit des Himmels einen guten Ausgang zu erwarten. Es fehlte noch nach Allem, was ich die letzte Zeit gelitten habe, daß mir die Ueberzeugung in die Hände käme, einem Unding meine letzten Kräfte geopfert und mit redlichem Eifer für eine Sache gearbeitet zu haben, mit der es sonst Niemand redlich meint, und die ein Deckmantel der rasendsten Leidenschaften ist. Es ist also wahr, daß heutzutage die Uneigennützigkeit und die Freiheits-

*) IX, 5.

liebe bloße Kinderklappern sind, bloße, nichtssagende Töne, blos geheuchelte Empfindungen im Munde Derer, die jetzt das Schicksal der Nationen lenken? Es ist also wahr, daß der Egoismus ganz allein sein Spiel treibt, wo man reine Aufopferung zu finden hoffte?" *)

Den 16. April: „Du wünschest, daß ich die Geschichte dieser gräuelvollen Zeit schreiben möchte? Ich kann es nicht! — O, seit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution ist, ekelt es mich an. Ich konnte, fern von allen idealischen Träumereien, mit unvollkommenen Menschen zum Ziel gehen, unterwegs fallen und wieder aufstehen und weiter gehen, aber mit Teufeln und herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es mir eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne. Die schmuzigen, unterirdischen Kanäle nachzugraben, in welchen diese Molche wühlen, lohnt keines Geschichtschreibers Mühe. Immer nur Eigennutz und Leidenschaft zu finden, wo man Größe erwartet und verlangt; immer nur Worte für Gefühl, immer nur Prahlerei für wirkliches Sein und Wirken — wer kann das aushalten?" **)

Den 27. April: „In Frankreichs Schicksal ist

*) IX, 9.
**) IX, 11.

eine große Krise unvermeidlich. Sie haben so lange gerufen: frei leben oder sterben, daß sie endlich auf Tod und Leben für die Freiheit kämpfen müssen. Sollte der Ausgang zweifelhaft sein? Sollte die Vorsehung diesmal die schlechte Sache siegen lassen? Sollte blos darum, weil die Franzosen nicht werth sind, Freiheit zu besitzen, der Despotismus seinen Thron auf die Trümmer der Revolution nur desto festerer und sicherer gründen? Ich würde diesen Gang nicht verstehen, und darum kann ich ihn auch nicht erwarten, solange der andere, bei allen Gräueln und allem Elend, was menschliche, losgelassene und zügellos wüthende Leidenschaften jetzt häufen, mir wenigstens möglicher scheint. Vielleicht gährt es lange noch in Europa, Frankreich muß in Blut schwimmen und in Thränen; aber die Freiheit und die Menschheit rächen sich an ihren Widersachern." *)

Forster's Habe war in Mainz zurückgeblieben; er hatte wenig Hoffnung sie wieder zu erhalten und erhielt sie auch nicht wieder; seine Schriften, Zeichnungen und die mühsam zusammengebrachten Bücher verlieren zu müssen, war ihm ein harter Schlag, sehr schwer zu verschmerzen. Wie oft wünschte er diese köstlichen Hülfsmittel zum Arbeiten herbei! Seine Lage in Paris sagte ihm so

*) IX, 16.

wenig zu, daß er seiner Frau nach Neufchâtel schrieb, wenn er seine Sachen aus Mainz hätte, so würde er nach Indien gehen, eine Reisebibliothek, seinen Malerkasten und sein schönes Zeichenpapier mitnehmen; er wolle Persisch und Arabisch lernen und wünsche zur Erlernung dieser Sprachen und zur Ermöglichung der Reise über 300 Pfund Sterling verfügen zu können: „Ich denke, wenn zwanzig Freiheitsfreunde in England zusammenträten und für einen Mann, der seine ganze bürgerliche Existenz der Freiheit (und wäre es auch unter irriger Voraussetzung) aufgeopfert hat, jeder eine Kleinigkeit hergäben, so wäre das noch nicht verlorenes Geld, im Fall ich mit Kenntnissen ausgerüstet zurückkäme, die auf unsere Wissenschaft einiges neue Licht würfen. Ganz neue Gegenstände, ganz fremde Bilder, Bewegung, Beschäftigung, Ungemach und selbst Gefahr — dies zusammengenommen mit dem Bewußtsein, nützlich zu arbeiten und mit dem Genuß in einem Fach des menschlichen Getriebes mich herumzutummeln, das meinen Kräften, Kenntnissen und meinem Geschmack angemessen ist, müßte mir unfehlbar für mein verletztes Gefühl heilenden Balsam gewähren. Ich könnte vier bis sechs Jahre ausbleiben oder noch länger, ohne zu alt zum Genuß des Ueberrestes meines Lebens in die Arme meiner Kinder zurückzukehren, und indem ich sie glücklich

wiederfände, für die Erfüllung deiner mütterlichen Pflicht auch dir einen dankbaren Freund wieder zuzuführen.“ So beschäftigte ihn der Gedanke nach Indien zu gehen einige Zeit; er machte einen neuen großen Plan und dachte das Gelehrtenleben wieder aufzunehmen, nachdem er als Staatsmann so vergeblich das Bitterste durchgemacht; sein außerordentlicher Thätigkeitstrieb zog ihn unwiderstehlich zu neuer Wirksamkeit hin.

Forster sah in Paris einige aus der Menge hervorragende Deutsche. Erstens: Den Dichter Kerner, der damals für die «Hamburger Zeitung» Nachrichten schrieb. „Der kleine Schwabe Kerner sprüht Freiheit wie ein Vulkan und ist originell und gutherzig, wie ein junger Schwabe sein muß; er hat Kopf und Energie. Dazu ist er Doctor der Medicin.“ Zweitens: Den Grafen Schlabrendorf, „in dem gesetzten Alter von 40 Jahren, ein sehr kluger, einsichtsvoller Demokrat und ein Mann von reifer Erfahrung, der Europa, besonders England genau kennt. Sein Charakter ist durchaus edel, sein Herz rein und gut, sein Kopf nicht brillant, aber reich und richtig und hell denkend; er ist der praktischste Philosoph, den ich noch gekannt habe. Seine große Erfahrung und seine Kenntnisse neben unendlicher Bescheidenheit, Sanftmuth und Festigkeit erfreuen mich“. Drittens: Den jungen Oelsner, welcher sich „in Paris viel Bekanntschaften ge-

macht und viel Localkenntnisse erworben, der Alles mit dem rechten Ausdruck und Kunstworte zu nennen weiß und die besten Aufsätze in Archenholz' «Minerva» liefert".

Die in Deutschland wohnenden Deutschen, namentlich die Gelehrten griffen Forster'n so sehr an, daß Therese ihn bat, eine Defensionsschrift zu schreiben. Auch Heyne, sein Schwiegervater, machte ihm Vorwürfe; da gab denn Forster in einem Manifeste seinen Groll und Hohn gegen den Mechanismus des deutschen Gelehrtenlebens kund.

Verachtung hat Forster für jene deutschen Prinzen, die seine Schritte tadelten, „weil er doch zu leben hätte". Als er das Bürgerrecht verloren und seine Frau den Verlust tief fühlte, schreibt er ihr stolz: „Wärest du hier, wärest du irgendwo in Frankreich, so würdest du anders empfinden, denn die Menschen sind es nicht werth, daß man ihren eigennützigen Einrichtungen mit solchem Enthusiasmus huldigt. Da, wo Niemand ihn hat, lernt man ihn bald ablegen. Uebrigens ist das Unglück so groß nicht, als du denkst." Und als 100 Dukaten auf seinen Kopf gesetzt waren, da schreibt er der bangenden Frau voll des stolzesten Selbstgefühls: „Also 100 Dukaten nur auf meinen Kopf? Der arme Schelm von einem General, da er nicht besser weiß, was so ein Kopf

werth ist. Ich gäbe keine sechs Kreuzer für den seinigen."

Diesen Stolz, diesen Muth, diese Ruhe, diesen innern Halt in der schwierigsten, verlassensten Lage schöpfte Forster aus der Treue, mit welcher er an seinen Grundsätzen festhielt, an Grundsätzen, die Andere verdammten, weil sie die Revolution mit ganz andern Augen anschauten als er, der allüberall kosmische Gesetze ahnte; die der schönsten Freiheit noch so unfähigen, so unwürdigen Menschen gab er auf, nicht aber die Freiheit, für welche er von früh geglüht, gelebt und gelitten hatte. „Ich habe mit mir abgerechnet. Ich bin gutes Muths, was immer aus mir wird. Mein Unglück ist das Werk meiner Grundsätze, nicht meiner Leidenschaften. Ich konnte nicht anders handeln und wäre es noch einmal anzufangen. Es ist wahrlich keine Täuschung der Eigenliebe, die hier spricht. Ich kenne mich und weiß auch, wo meine Eigenliebe zum Vorschein kommt. Hierin gar nicht. Vielleicht glaubt mir's kein Mensch; dafür kann ich nicht, aber ich fühle, was wahr ist, und könnte Jedem, der mich jetzt gleich verhört, darüber die freimüthigsten Geständnisse machen. Warum, wenn ich tausenderlei Verirrungen zu bekennen bereit bin, gerade diese, die doch wahrlich genug Entschuldigungen hätte, verhehlen wollen? Ich habe kein Interesse, mich vor

mir selbst besser zu machen, als ich bin, aber ich müßte lügen, wenn ich gestehen wollte, daß irgendein armseliger Beweggrund mich in die thätige Laufbahn warf. Ich wäre jetzt, wenn ich hätte wollen gegen Ueberzeugung und Gefühl handeln, Mitglied der Akademie in Berlin mit einem Gehalt, wobei ich allenfalls zu leben gehabt hätte, und — wer kaufte mir das Bewußtsein der Schande ab, meine Grundsätze, die ich so oft zu erkennen gegeben, verleugnet zu haben? Denn man sage nur nicht, daß ich in Berlin so hätte fortschreiben, fortdenken können, wie ich angefangen hatte. Theils wäre es gegen meine Pflicht gewesen, theils hätte ich mit Menschen nicht mehr Umgang pflegen müssen.

„Das Alles ist also abgethan in meinem Sinne. Ich weiß wohl, daß ich jetzt ein bloßer Ball des Schicksals bin; aber es gilt mir gleich, wohin ich geworfen werde. Ich habe keine Heimat, kein Vaterland, keine Befreundeten mehr, Alles, was sonst an mir hing, hat mich verlassen, um andere Verbindungen einzugehen, und wenn ich an das Vergangene denke und mich noch für gebunden halte, so ist das blos meine Wahl und meine Vorstellungsart, kein Zwang der Verhältnisse. Gute, glückliche Wendungen meines Schicksals können mir viel geben; schlimme können mir nichts nehmen als noch das Vergnügen, diese Briefe zu schrei-

ben, wenn ich das Porto nicht mehr bezahlen kann." *)

Mainz wurde von den Deutschen belagert und trotz des Heldenmuths der Bewohner eingenommen. Dieser freute Forster; allein das Unglück der Stadt ging ihm nahe: „Mainz muß einem Schutthaufen ähnlich sehen. Die Liebfrauenkirche, der eine Domthurm, die Schustergasse, Judengasse, Bleichen, Thiermarkt abgebrannt! Unsere Reihe Häuser? steht sie oder brennt sie? ich weiß es nicht. Und die armen Einwohner! Das ist die Folge des Freudenfeuers vorigen Jahres! Dieser unselige Mann, der sein Land, seine Stadt, seine unglücklichen Unterthanen dem leidigen Ehrgeiz, sich in die französischen Angelegenheiten zu mischen, aufopfern konnte; was hat er nun davon? Wäre er neutral geblieben, nie wäre ein Franzose nach Mainz gekommen. Dies Alles mußte geschehen, damit wahrscheinlich Alles dort eine andere Wendung bekäme, die Menschen verwandelt würden und in der Regierung eine Veränderung vorgehen könnte; aber wehe Dem, durch den es geschieht!" **)

Und wie sich Forster an dem Heldenmuth der Mainzer erfreute, so freute ihn auch derjenige der

*) IX, 47.
**) IX, 52.

Mörderin Marat's, ihre Liebe zur Republik, ihr Enthusiasmus für die Freiheit, ihre Heiterkeit und Ruhe bis zum Tode. Nicht weniger interessant war ihm die aus der Revolutionsgeschichte bekannte Théroigne de Méricourt, deren ganzes Wesen ihm in Freiheitssinn aufgelöst schien, die unaufhörlich nur von Revolution sprach und treffende Urtheile voll Sachkenntniß äußerte. Neben diesen Freiheitsideen hatte sie den heißesten Durst nach Unterricht, wünschte sehnlichst Wissenschaften zu studiren.

Einer der Mitdeputirten Forster's, Lux, hatte seinen Enthusiasmus für Charlotte Corday so laut kundgegeben, daß er arretirt wurde. Forster fühlte hierbei die eigene Gefahr wohl, wurde ihr aber bald entrückt, indem er mit neuen Aufträgen des Ministeriums nach Cambray gesandt wurde.

An Therese schrieb Forster fortwährend die innigsten, liebevollsten Briefe. Huber war auch nach Neufchatel gezogen und hatte sich auf literarischem Wege ein Einkommen gesichert, indem er mit einer berliner Buchhandlung einen Vertrag abgeschlossen hatte. Forster's Gattin betrat unter Huber's Leitung ihre schriftstellerische Laufbahn, von deren Ertrag ihr und ihrer Kinder Unterhalt wesentlich abhing. Therese und Huber hatten die Einrichtung in Neufchatel brieflich besprochen und verabredet, der davon in Kenntniß gesetzte Forster sie gebilligt. Als Therese ihrem

Gatten Bedenklichkeiten äußerte und von der Meinung der Welt sprach, schreibt dieser: „Das Erste ist immer, daß wir uns rechtfertigen vor uns selbst. Danach sei uns Liebe und Achtung der Andern willkommen, wenn sie gerecht genug sind, uns anzuerkennen. Gern opfern wir ihren Schwächen, ihren Vorurtheilen den zwanglosen Genuß unserer natürlichen Freiheit; nur müssen sie nicht fodern, daß wir um der conventionellen Formen willen, womit sie sich belastet haben, auf das wahre Glück des Lebens verzichten, welches so selten angetroffen wird, daß wir es gewiß mit Vorbeigehung der kalten Gewohnheitsverhältnisse nicht zu theuer erkaufen; es ist kein erfreuliches Bild der Menschheit, welches sie in dieser Abhängigkeit von selbstgemachten und den frohen, reinen Lebensgenuß tödtenden Popanzen schildert; wer kann ihr helfen, wenn sie sich selbst bestiehlt, um reicher zu sein! Kinder, sucht glücklich zu sein, sodaß ihr es immer bleibt, das ist, behaltet eure ganze Empfänglichkeit unter Aufsicht der Vernunft, die nur immer die Naturgemäßheit eurer Gefühle prüfe. Natur des Menschen ist euch ja euer Ganzes, euer so reich organisirtes, mit so vielen göttlichen Kräften zum Glück ausgerüstetes Ganze! Laßt es immer in sich selbst harmonisch bleiben und bleibt euch selbst immer übrig: dann könnt ihr wol Andere, die sich selbst verloren haben, bedauern,

daß ihre Zahl so groß ist, aber sicher sein, den Zweck eures Daseins vollkommen zu erreichen. Wie weit eure Nachgiebigkeit gegen Menschen um euch gehen müsse, kann ich von hier nicht so gut bestimmen als ihr zur Stelle, aber mich dünkt eure Vorsichtsmaßregeln sind hinreichend. Alles von dieser Art muß sich auf den Grad der zufälligen Abhängigkeit beziehen, worin ihr euch um der Bequemlichkeit des gewählten Aufenthalts willen befindet. Insofern man nirgends, als etwa im Walde, den bestehenden gesellschaftlichen Conventionen trotzen kann, muß man sich ihnen fügen, bis auf den Punkt, auf welchem man der Gesellschaft bedarf.

„Liebt euch, heitert euch auf, sucht euch froh zu machen, was ihr habt, laßt euch nicht nehmen. Ich wünsche wenigstens euch die Freude und den Genuß, den ich vielleicht nie mehr finde. Es ist doch eine Beruhigung zu wissen, daß es irgendwo glückliche Menschen gibt. Grüße Huber und meine Kinder. Ich wünsche immer regelmäßig Nachrichten von euch.

„Gott segne dich und deinen Freund; ich trage dich vereint in meinem Herzen und glaube so ein Leben zu erhalten, das sonst nichts werth wäre. Meine Kinder küsse ich tausend mal.

„Ich bitte, wenn meine Bitte je etwas vermag, sorge für deine Gesundheit, und Sie, Hu-

ber, helfen Sie dafür sorgen. Wenn ich manchmal noch einen Strahl der Hoffnung habe, der mir zuspricht, daß irgendeine Planke mich aus meinem Schiffbruch rettet, so bleibt mir die Hoffnung doch nur bei meinen Kindern. Ich küsse meine Kleinen und umarme euch mit inniger Seele."

In Cambray lebte Forster unter herzlosen, rohen und ungebildeten Menschen, wohnte mit seinem Reisegefährten in einem sehr kleinen, unfreundlichen Zimmer, ohne alle Meubles, schlief in einem schlechten Bette und hatte einen schlechten Tisch. Dabei suchte er Ruhe und Muße, arbeiten zu können, dachte nach der Schweiz oder nach England zu gehen und in irgendeinem Winkel für einen Buchhändler zu arbeiten.

Von Cambray wurde er nach Arras versetzt, und da vermißte er schmerzlich Theresens Briefe, Nachrichten von seinen Kleinen; da fühlte er auch, daß sein Unglück ihn verändert habe: „Sieh, meine Beste (an Therese), es fehlt mir nicht an Muth und Kraft, aber an jener heitern, freien Geistesregsamkeit, die ich noch hatte, als ich hoffen konnte. Ich bin jetzt da, wo Menschen in meiner Lage sich immer glücklich schätzen können, hinzugelangen, im Hafen der Resignation; aber der Name selbst lehrt schon, daß es die letzte öde Zuflucht des von Stürmen umhergetriebenen Herzens ist. Ich bin ruhig, aber ich bin ausgebrannt."

In Arras vernahm Forster, daß seine Correspondenz und Manuscripte glücklich nach Strasburg gerettet seien und dort in Tonnen verpackt liegen; alles Uebrige, Meubles, Betten, Kleider, Tische, Bett- und Leibwäsche, Silberzeug, Bücher standen noch in seinem Hause zu Mainz, allein unter preußischer Wache, vermuthlich in Befolgung der Bitten von Theresens Vater. Die Meubles dachte Forster verkaufen zu lassen und aus dem Erlös die Transportkosten aller übrigen Sachen, die er Theresen senden wollte, zu bezahlen; die Bücher und seine Wäsche und Kleider allein wünschte er zu erhalten: „Wenn meine Bücher und Papiere wieder in meinen Händen sein werden, verspreche ich dir noch einmal solange zu leben und wieder Hoffnung und Muth zu schöpfen.

„Meine Kleider und Wäsche brauche ich; denn hier ist Alles von der Art horrend theuer. Meine Bücher kann ich ebenso wenig entbehren. Denn einmal muß ich mich jetzt in Frankreich gleichsam häuslich etabliren, wie du selbst eingesehen hast, da alle andern Projecte mich außer Stand setzten, meinen Buchhändlern Genüge zu leisten, woran ich doch denken muß, sobald ich in eine dazu günstige Lage kommen kann. Aus dem Grunde bitte ich dringend, daß mir diese Sachen über Basel, so geschwind, als sie überhaupt aus den Händen der Feinde erlöst werden können, zugeschickt wer-

den mögen. Es wird Geld kosten. Mag es doch; der Gewinn ist nicht mit Gelde zu bezahlen, den ich davon habe, wenn ich wieder im Stande bin zu arbeiten."

Der Vereinsamte sehnte sich nach Thätigkeit und nach seinen Kindern; wie sehr wünschte er diese wiederzusehen! „Ich danke dir, liebe Seele (Therese), für die Nachricht von euch Allen. Jeder kleine Zug ist mir theuer, vergegenwärtigt mir euch. Es wird der Tag kommen, und ich hoffe, er ist nicht mehr ganz fern, wo wir uns wiedersehen und ich wenigstens einige Stunden lang das Glück genießen werde, meine Kinder an mein Herz zu drücken. Vielleicht nur zur Stärkung auf eine neue Abwesenheit! Mag es sein, ich fühle, daß ich dieser Stärkung bedarf, und daß sie wirken würde."

An Huber, dem er den Vorschlag macht, mit ihm gemeinschaftlich und Einer den Andern aufmunternd zu arbeiten, schreibt er: „Sollte dieser Gedanke nicht in Ihre Reihe passen, so wäre es traurig, daß wir einander auch nur einen Augenblick täuschten. Wenn Trennung allein die Schale füllen kann, so muß sie noch hinein, und dann bleibt Ihrem Freunde allerdings ein anderer Weg."

Den 11. October 1793 konnte Forster von Arras abreisen; er trieb ein Anlehen von 1000 Livres bei dem aus Mainz entwichenen Professor

Dorsch gegen Handschrift auf, um die Seinen in Pontarlier sehen zu können. Den 24. October schreibt er von Paris aus: „Ich sehne mich herzlich nach euch; meine Kinder zu umarmen ist die einzige Kühlung für den Brand, der mich verzehrt. Noch einmal und dann! — Die Vorsehung hat das Heft, und wir schwimmen mit dem Strome. Führt uns die Woge wieder zusammen, landet sie uns einst auf demselben Ufer, wohl uns! Denn wer ist so reich wie wir, um auch in der Wüste keines fremden Arms zu bedürfen! Soll's nicht sein? So seid ihr gerettet, und ich rudere fort, bis die Kräfte fehlen. Küsse meine Lieblinge. Grüße Huber'n herzlich."

In Erwägung der so sehr gespannten politischen Verhältnisse wagten es Huber und Therese nicht die Grenze zu überschreiten und nach Pontarlier zu kommen; Travers wurde zum Orte des Wiedersehens bestimmt. Nach dem Wiedersehen schreibt Forster von Pontarlier aus: „Ich danke dem Himmel, daß ich es ausgeführt habe, zu euch zu kommen; die drei Tage haben mich auf lange Zeit gestärkt und vielleicht auf immer mir das rechte Gleichgewicht wiedergegeben. Mir ist zu Muthe wie dem Erdensohn Antäus, der neue Kräfte bekam, wenn er seine Mutter Erde anrührte. Mein Muth auszuharren ist fester, entschiedener; die Resignation, wenn ich es so nennen soll, in Alles,

was nun geschehen mag, hat nun keinen Kampf mehr. Was dahinten ist, sehe ich auch mit dem Rücken an, und nun vorwärts! vorwärts! Wir könnten noch ein zwanzig, dreißig Jahre vergnügt sein und bei- und nebeneinander leben. Immer ist das in einer so kurzen Frist wie menschliches Leben unschätzbar, und warum also den sichern Gewinn nicht nehmen? Verhungern können wir nicht, am wenigsten, wenn wir beisammen sind und uns auf blos Nothwendiges einschränken; ist uns das, und zumal nach Allem, was wir erfahren haben, was wir sahen und hörten, was um uns wird und geschieht, noch ein Leiden zu nennen?"

Als sie sich sahen, da hatten Alle eine bange Frage an die Zukunft im Herzen: wie, wovon und wo leben? — Forster fühlte wohl und sprach es auch aus, daß man in den damaligen Verhältnissen nur auf eigene Kräfte und augenblickliche Ereignisse zu rechnen habe. Auf eigene Kräfte rechnete er auch und schrieb: „Ich kann rechnen, daß ich immer 6000 Livres Einnahme habe. Könnte ich für Huber nur 4000 ausfindig machen, so lebten wir, ich stehe dafür, ganz ordentlich in Paris mit 10,000. Ei, es muß gehen."

Forster blieb einige Zeit in Pontarlier; es war, als müsse er wenigstens in der Nähe der Seinigen bleiben; er langte erst den 26. November wieder in Paris an; die Wege waren nicht

die besten gewesen, auf die Pferde hatte man warten müssen; die Tage waren kurz, und nach der ersten durchfahrenen Nacht befand sich Forster sehr übel; er spürte einen fatalen rheumatischen Krampf in der Brust; dennoch lief er den ersten Tag nach seiner Ankunft in Paris in Wind und Wetter herum und kümmerte sich um den Fortgang der Revolution: „Je mehr ich mich hier wieder mit sachkundigen, ruhigen, vorurtheilsfreien Beobachtern bespreche, je vollkommener bestärke ich mich in der Ueberzeugung, daß unsere Lage bei weitem vortheilhafter als die der Feinde ist, und daß die Revolution gegen alle mögliche Erschütterungen bestehen wird. Tausend und aber tausend Familien können zugrunde gehen, aber das große Werk geht nicht mehr zurück. Es könnte es auch nicht, ohne den Untergang einer weit größern Anzahl Menschen und ein Elend, das nicht zu ermessen ist, hervorzubringen."

Den 11. December lag er schon seit drei Tagen an einer Brustentzündung im Bett, hatte heftige Schmerzen und schlaflose Nächte, hoffte aber bei sorgfältigem Régime und den nöthigen zertheilenden Arzneien binnen wenigen Tagen hergestellt zu sein. An Pflege und Besuch hatte es ihm nicht gefehlt; ein kleiner Pole hatte bei ihm Nachtwache gehalten und mit herzlicher Dienstbeflissenheit aufgewartet; eine Nacht hatte der junge Schwabe

Kerner bei ihm zugebracht. Aber das waren Fremde, und Forster fühlte doppelt, daß er der häuslichen Verpflegung ermangele.

Zu diesem physischen Uebel kam noch die wehmüthige Vorstellung einer längern Trennung von den Seinen. So schrieb er an Therese: „Könnt ihr mit euch selbst ausmachen auf den Fall, daß Huber in Deutschland eine Stelle bekommen könnte, dort zu bleiben und euch selbst zu leben, ohne in die Vorstellungsart Anderer wirken zu wollen, so riethe ich noch jetzt, bietet Alles auf, schreibt an alle Welt, setzt alle Triebfedern in Bewegung und verschafft euch ein redliches Auskommen.... Nach Allem, was schon geschehen ist, meine besten Freunde, wäre es Verkennung meiner, mich noch in Anschlag bringen zu wollen. Seid glücklich, wo es immer sei, so bin ich befriedigt. Ewig dauert kein Krieg, und im Frieden finde ich meine Kinder wieder. — Geht aber dieses nicht, ist eure Existenz in Deutschland so ungewiß, als sie es hier sein könnte, hängt ihr nicht zu fest an eurer Denkungsart, um unter Andersdenkenden vergnügt leben zu können, und habt ihr sonst noch einen Zug hierher, so ist es am Ende ein großes Wagestück, ein Land, in dem ihr mit euerm Geist und Sinnen fremd seid, für eins zu vertauschen, wo freilich Alles fluctuirt, wo man aber doch nun einmal mitten in dem großen Wirbel ist, der im=

mer eine neue und uns angemessene Aenderung im großen Ganzen der Weltbegebenheiten und in der Entwickelung des menschlichen Geistes bewirken muß. Auf alle Fälle laßt uns abwarten, was die Zeit bringen wird, vereinigt mit unsern vernünftigen Bemühungen. Zwischen hier und Frühling entwickelt sich noch Manches. Ich bin ganz abgeneigt, euch in diesen Strudel zu ziehen, aber ich trage auch kein Bedenken dazu zu rathen, sobald ihr den Willen in euch fühlt, etwas zu wagen."

So denkt Forster an Trennung und sinnt auf Möglichkeit der Vereinigung; aber den Andern soll es vor allem wohl sein; seinetwegen sollen keine Opfer gebracht werden; so ist er von seinen frühen Kinderjahren an bis zu seinem Tode der für Andere treu und liebevollst besorgte, rastlos wirkende Mann, immer das gleiche gute Herz, immer die gleiche edle Seele, immer der gleiche strebende Geist.

Der kranke Mann verschrieb sich selbst Opium und Chinadecoct und hoffte baldige Genesung; es kam etwas besser, aber die Nächte waren elend, Schlaf ohne Erquickung, ängstlich, beklommen, lauter Träume und kalte Schweiße. Er ermahnte sich selbst zur Geduld, dem großen Heilmittel, versuchte auszufahren: allein der Versuch bekam ihm übel; an dem Ort, wohin er sich führen

lassen, war kein Wagen zu finden, und so mußte er Abends zu Fuß durch die halbe Stadt nach Hause. Seine Brust war „so wund und ermüdet, als hätte sie auf einem Reibeisen gelegen, und Alles inwendig ein Schmerz". Diese Krankheit zu manchem schmerzlichen Gefühl, nach so viel Kampf und Leiden, stimmte Forster sehr wehmüthig und ließ ihn seine Armuth, sein Verlassensein und Unthätigkeit auf das schmerzlichste empfinden. „Ich habe mich in diesen Tagen darauf ertappt, daß ich für mich allein geweint habe wie ein Kind, so tief war ich abgespannt, und so wahrhaft unleidlich ist es, hier außer dem Kreise Derer, die man liebt, krank zu liegen und keine Erquickung, keine rechte Bequemlichkeit erhalten zu können."

Der Knöchel der linken Hand schwoll ihm von der fliegenden Gicht plötzlich an, was ihm heftige Schmerzen verursachte. Diese Gicht, das Uebel, welches er sich auf seiner Seereise geholt, trieb sich in seinem Körper herum; bei allen Leiden, mitten in den heftigsten Schmerzen beruhigt, tröstet er die Seinen, ist voll liebevollen Gedenkens an seine Kinder: „Meine armen, guten Lieben, so wirft uns das Schicksal hin und her! Indessen hofft! Laßt euch nicht bange werden! so wird am Ende noch wol Licht zu haschen sein. Nur Geduld! über den betrübten Winter hinaus. Seid froh, genießt euer, pflegt die Kinder. Ich hoffe in vierzehn

Tagen ein Mensch zu sein; jetzt bin ich ein Schemen. Küßt meine Kinder. Sie sind wohl, hoff' ich, und ihr auch. Sorgt nur dafür. Ich umarme euch mit inniger Liebe.

„Was du von meinen süßen, lieben Kleinen schreibst, empfange ich mit herzlichem Dank. Meine Lieben, ich kann jetzt nicht weiter vor Erschöpfung. Seid nicht besorgt, denn ich sage es euch ja genau, wie es ist. Noch acht Tage so hingeleiert, dann hoffe ich allmälig wieder ein bischen Kraft zu bekommen. Gott erhalte euch, meine Einzigen.

„Deine Briefe, liebes Kind, die ich alle erhielt, sind mir ein liebes Geschenk in meiner Krankheit gewesen, fahre ja fleißig im Schreiben fort! Wir haben überall ganz löwenmäßig gesiegt; die frankfurter Auffoderung ist ahnungsvoll gewesen. Ich bin neugierig zu erfahren, wie sich der öffentliche Geist jenseit des Rhein äußern wird, nun die Wahrheit der Nachricht unbezweifelt ist.

„Nicht wahr, Kinder, ein paar Worte sind besser als nichts? Ich habe nun keine Kräfte mehr zum Schreiben. Lebt wohl! hütet euch vor Krankheit; küßt meine Herzblättchen."

Das waren die letzten Worte eines für seine Grundsätze Sterbenden. Den 12. Januar 1794 brach Forster's edles Herz. Niemand war mit dem Sterbenden, der sein reiches Leben für Andere eingesetzt, Niemand als sein Arzt, ein main=

zer Bekannter; der schloß die Augen des edeln Forster.

„Gib diesen Todten mir heraus!“ möchten wir mit Schiller's Philipp von Spanien klagen. — Todte kehren nicht wieder; aber uns Allen soll das Leben großer Todten nützen. Lassen wir unsere besten Menschen nimmermehr so mühevoll und kärglich leben, nimmermehr so sehr vereinsamt sterben, und lernen wir Weisheit von ihnen, ehe die späte Reue eigenes Leben kürzt.

Individuelles Leben. Wirksamkeit. Vervollkommnung.

Lebhaftigkeit des Geistes und Wärme der Empfindung führen uns bald über die Grenzen des Wirklichen hinaus, und was immer der Lieblingsgegenstand sei, womit sich unser intellectuelles Wesen beschäftigt, so idealisirt ihn unsere Phantasie.

Wer vermag es, alle zahllosen Extreme herzuzählen, in denen der Mensch bald so, bald anders modificirt, jetzt in einem besondern Theile des Körpers mechanische Fertigkeiten besitzt, die uns in Erstaunen setzen; jetzt durch die Schärfe eines Sinnes, durch die Allgewalt einer Leidenschaft, durch die erhöhte Reizbarkeit der Phantasie, des Gedächtnisses, der Denkkraft, ein Phönix vor unsern Augen glänzt? Gleich unvermögend, an diesen

Excentricitäten etwas zu ändern, und auch nur die Möglichkeit, daß eine Aenderung bessern könnte, einzusehen, entzückt uns das immer neue Schauspiel dieser ringenden Kräfte, indem es uns auf die einfachsten Naturgesetze zurückführt. Nur der Stoß erzeugt Bewegung: nur aus härterm Aneinanderreiben geht Licht und Feuer hervor; und nur in unaufhörlichen partiellen Disharmonien konnte der große Zusammenklang des Weltalls bestehen!

Es trägt die wahre Größe einen Hauptzug an ihrer Stirne; ich meine, jenes einfache, reine, edle Gefühl, welches die Selbstachtung nicht nach besiegten äußerlichen Hindernissen abmißt, sondern in das Bewußtsein einer unbefleckten Reinheit der Absichten und einer nicht minder belohnenden Reinheit in der Wahl der Mittel setzt. Diese gehaltene Größe ist es nur, die immerdar wie die Sonne wohlthätig leuchtet, und wie sie von ihrer gemessenen Bahn nie entweicht; da hingegen die rohe Kraft dem Orkane gleicht, der seinen Weg mit außerordentlichen Wirkungen bezeichnet, in seiner excentrischen Richtung unaufhaltsam zerstört, was sich ihm widersetzt, und brauset und tobt, bis er plötzlich verschwindet. Allein weit weniger als der große Mann bei sich selbst zu verantworten hat, darf die Welt an ihm fodern, und wo er sich selbst

verurtheilt, muß sie ihn vielleicht noch bewundern. Darum wäre es auch ungerecht, von jenen minder großen Menschen, die das Gefühl ihrer eigenen Kraft nicht zügeln können, sondern von ihm zu leidenschaftlichen Handlungen angefeuert werden, ein allzu strenges Urtheil zu fällen. Vieles rechtfertigt, Manches entschuldigt wenigstens die Lage, in welche sie gerathen können. Wir sind nur allzu sehr geneigt, die Regel, die uns zur Richtschnur dient, auch jenen, von einem unbändigern Geiste getriebenen Menschen vorzuschreiben und sie danach zu richten, wenn wir nicht gar so unbillig sind, nach positiven Gesetzen, die wir selbst nicht befolgen, ihre Handlungen abzuwägen. Sollten wir nicht vielmehr bedenken, daß verschiedene Mischungen und Organisationen auch ganz verschieden wirken müssen, und daß in der Schöpfung das Feuer so unentbehrlich wie ein anderes Element ist, wenn schon seine Verwüstungen furchtbarer sind.

Je fester wir uns durch immer mehr ins Kleine gehende Bestimmungen an einen Mechanismus binden, desto mehr von unserer Eigenthümlichkeit geht verloren; je weniger Spielraum unserer Spontaneität übrigbleibt, desto matter werden ihre Wirkungen, auf denen doch einzig und allein die Würdigkeit eines jeden Einzelnen beruht. Wir empö-

ren uns gegen die Fesseln, welche die Theokratien und Hierarchien unserm Geiste schmiedeten; allein die minutiöse Gesetzgebung ist dem eigenen Handeln, und eine jede dogmatisirende Philosophie dem eigenen Denken nicht minder gefährlich. Wie kleinlich und verächtlich erscheint uns nicht der Geist der Chinesen, weil sie ihr Leben mit der Erlernung einer bis auf die unbedeutendsten Armseligkeiten vorherbestimmten und zur allgemein unverbrüchlichen Observanz vorgeschriebenen Lebensordnung hinbringen müssen? — Welche Geistesgröße ist da noch möglich, wo es Niemandes Willkür überlassen bleibt, wie tief er sich bücken, zu welcher Stunde er fröhlich oder traurig, in oder außer dem Hause sein soll, und was des thörichten, conventionellen Zwangs mehr ist. Können wir es uns verhehlen, daß der gänzliche Stillstand aller eigenthümlichen Wirksamkeit, der sogar in der Behandlung mechanischer Kräfte dort sichtbar ist, aus diesem Maschinen bildenden Zwang entsprießt? Gleichwol eilen unsere Gelehrten unvermerkt demselben Ziele zu, indem sie uns von allen Seiten her durch genauere Bestimmungen enger einschließen und die eigene Urtheilskraft durch allgemein gültige Formeln in den Schlaf wiegen wollen. An unser kleinfügiges Fachwerk gewöhnt, das unserer Thätigkeit, unserer Denkkraft, unserer Phantasie die Flügel beschneidet, mit denen sie sich ins Un-

ermessene ausbreiten konnten, gelangen wir dann dahin, alles Größere für ungeheuer, alles Ungewöhnliche für unglaublich zu halten.

Was der Mensch mit auf die Welt bringt, ist die innere Energie seines Wesens und ihre verschiedenen Grade der Empfänglichkeit. Wie der Bildungstrieb des Körpers in verschiedenen Menschen nicht von gleicher Stärke ist und bald Patagonen, bald Lappen und Samojeden, auch in einerlei Klima Riesen und Zwerge hervorbringt, bald früh, bald spät, gleichförmig oder anfallsweise sich entwickelt; ebenso ist die eigenthümliche Thätigkeit des Willens und der Denkkraft und die Beweglichkeit der Phantasie und des Gefühls an innerer Stärke verschieden. Es herrscht aber auch eine unbegreifliche Harmonie zwischen den Gegenständen der Vorstellung und der Fähigkeit, ihre Eindrücke aufzunehmen. Gewisse Menschen werden durch besondere Classen von Vorstellungen kräftig erschüttert, die auf Andere keinen Eindruck zu machen scheinen. So tönen gespannte Saiten von selbst harmonisch, doch nicht eher, als bis der gleichgestimmte Klang sie durchzittert. Ein Weiser sagt irgendwo sehr schön und richtig: „Es hängt nur von uns ab, das Verhältniß unserer Geisteskräfte untereinander zu prüfen und sie ins Gleich-

gewicht zu bringen; ihr intensiver Reichthum aber ist die unbedingte Gabe der Götter." Diese Ungleichheit des innern Kraftmaßes wird offenbar, sobald man das Menschengeschlecht nur etwas genauer betrachtet; allein die auffallenden Beispiele von auszeichnender Größe sind in allen Ständen selten, obgleich an keinen ausschließungsweise gebunden. „Selbst die meisten Fürsten, zöge man ihnen den Purpur aus und würfe sie nackt in die Welt, würden unverzüglich in die unterste Classe der Gesellschaft zu Boden sinken, ohne Hoffnung, sich wieder emporzuschwingen."

Einer geht seinen Weg ruhig, der Andere balgt sich durch die Welt, und Beide erreichen dasselbe Ziel.

Es gibt Menschen, bei denen die Ideen ein eigenes Leben haben, immer unaufgerufen, von selbst im Kopfe umherspuken, sich kreuzen, anstoßen, widereinander rennen, sich gatten und junge Ideen hecken, kurz, einen regen, lebendigen Staat, sei es Despotie oder Republik, bilden und in einem beständigen Streben sind, auszufließen oder auszuströmen.

Am Ende hat man doch nicht mehr, als was Einem durch diese zwei kleinen Oeffnungen der

Pupille fällt und die Schwingungen des Gehirns erregt! Anders als so nehmen wir die Welt und ihr Wesen nicht in uns auf. Die armseligen 24 Zeichen reichen nicht aus; etwas ganz Anderes ist die Gegenwart der Dinge und ihr unmittelbares Einwirken.

Einen Jeden bleibt sein Bewußtsein gegen die Ungerechtigkeit und noch mehr gegen die Unwissenheit der Welt. Die Unwissenheit eigentlich ist es, die Jeden, der mishandelt wird, beruhigen muß; denn wie kann mir Der etwas nehmen, der mir nie etwas zu geben hatte? seine Achtung hat so wenig Grund wie seine Misbilligung und Misachtung; denn er weiß nicht, worauf beide sich gründen müssen.

Der Mensch auf einer höhern Stufe der Bildung darf thun, was Andere nicht thun dürfen.

Wir glauben oft, etwas zu sein, was wir nur durch Umstände sind; ändern sich diese dann, fühlen wir unser Nichts.

Wer kann den Menschen Eigenschaften geben, wozu sie den Keim nicht mit auf die Welt brachten?

Goethe ist ein gescheiter, vernünftiger, schnellblickender Mann, der wenig Worte macht, gutherzig, einfach in seinem Wesen. Pah! Männer, die sich aus dem großen Haufen auszeichnen, sind nicht zu beschreiben. Der Charakter eines Mannes von hohem Genius ist selten wetterleuchtend und übertrieben; er besteht in einigen wenigen Schattirungen, die man sehen und hören muß, aber nicht beschreiben kann.

Es ist nicht Jedermanns Ding, etwas Neues zu sagen, zu schreiben, zu erfinden. Die liebe Mutter Natur hat dergleichen Genies gar sparsam ausgesäet, und wenn in einem Jahrhundert in einer Wissenschaft mehr als Einer aufsteht, so kann es für ein Wunder gelten. Allein Das, was nun einmal vorhanden ist, sammeln, ordnen, sieden und braten, sodaß es Diesem und Jenem gutschmeckt und leicht zu verdauen ist, dazu finden sich Leute genug, die in ihrer Art auch nicht umsonst geschaffen sind.

Es erscheinen im Gewühl der Welt bisweilen Männer von außerordentlichen Gaben, die zu gewissen Endzwecken gleichsam ganz eigentlich gebildet sind, um den großen Haufen des Menschengeschlechts weit hinter sich zurückzulassen. Wenn man nicht bezweifeln kann, daß die natürliche Anlage, die Erziehung im weitesten Verstande und die Verhältnisse der Zeit und des Wirkungskreises die Verschiedenheiten hervorbringen, die man zwischen Menschen und Menschen bemerkt, so scheint auch jene Behauptung nichts zu enthalten, was der Erfahrung und der Vernunft widerspräche. Das Seltene und Große verdient aber, wenn es gleich aus natürlichen Gründen erklärt und hergeleitet werden kann, jederzeit den Grad von aufmerksamer Achtung, den man Bewunderung nennen muß, weil er auf die höhere Ordnung in der Verkettung der Ursachen zurückgeht, auf eine Ordnung, die unsere Begriffe übersteigt. Doch indem wir die thörichte Bewunderung der Unwissenheit vermeiden wollen, fallen wir oft in das entgegengesetzte Extrem, alles wirklich Erhabene kalt und gleichgültig vorbeizugehen. Jenes plus ultra, jenes Weitereilen und Emporstreben zu neuen Kenntnissen und Entwickelungen unserer Kräfte, welches der menschlichen Natur so eigen ist, liegt allerdings bei dieser Geringschätzung des Bekannten zugrunde; nur fehlt man insgemein darin, daß

man Das erschöpft zu haben glaubt, dessen Oberfläche man doch kaum berührte. Bei der Betrachtung eines ungewöhnlichen Charakters ist es schwerlich hinreichend, daß man sich im Allgemeinen vorstellen könne, wie seine Züge sich bildeten, und daß man ihn für keinen vom Olymp herabgestiegenen Halbgott halte. Wem dieses genügt, der kann unmöglich ein Gefühl von Dem, was Größe ist, erlangen, und wird sehr schwer, ich will nicht einmal sagen selbst zur Unternehmung großer Handlungen angefeuert werden, sondern auch nur sich die Fertigkeit erwerben, gewöhnliche gut zu verrichten. Indem wir das Große mit den Triebfedern zusammenhalten, die es hervorbrachten, können wir freilich keine andern als diese Resultate hervorbringen: die Ursache ist der Wirkung gleich, und keine Wirkung ist ohne Ursache; hielten wir aber Dasjenige, was vor unsern Augen geschieht, mit Dem zusammen, was wir leisten können oder wirklich thun, so stießen wir in vielen Fällen auf ein Verhältniß, welches uns entweder schamroth machen oder uns wenigstens eine unwillkürliche Bewunderung abnöthigen würde. Die letztere Art Vergleichung anzustellen muß heutzutage seltener werden, da man oft mit 18 oder 20 Jahren Alles zu wissen glaubt, und diese geistige Ueberladung gewöhnlich das kalte Fieber der Afterphilosophie nach sich zieht. Denn nicht genug,

daß ein Jeder bei Dingen, die ihm leicht gethan dünken, ungerührt bleibt, so pflegt auch, wenn Thaten erzählt werden, welche bei dem Zuhörer oder Leser das Gefühl der Unerreichbarkeit erwecken, ein wegwerfender Skepticismus der gedemüthigten Eigenliebe zu Hülfe zu kommen und die Grenzen des Möglichen willkürlich zu verengen, um alles Große für erdichtet halten zu können. Die Erfahrung des praktischen Lebens lehrt hingegen Jeden, der auf sich Acht haben will, von einer Seite die Schwierigkeiten in der Ausführung Dessen, was ihn so kinderleicht dünkte, gehörig erkennen; von einer andern aber auch den Punkt des Erreichbaren, wohin man durch gleichförmige Anstrengung aller Kräfte, die in unserer Gewalt sind, gelangen kann, richtiger zu bestimmen und weiter hinauszurücken. So entsteht endlich eine bescheidene Anerkennung und Schätzung des fremden Verdienstes, ein Sinn für diejenige Vollkommenheit und wahre Größe, deren der Mensch fähig ist, und eine theilnehmende, herzliche Bewunderung der edlern Sterblichen, in denen die ganze Würde unserer Natur hervorleuchtet. Diese Wärme des Gefühls, die einen rühmlichen Wetteifer nährt und sich mit den niedrigen Regungen des Neides nicht verträgt, ist zugleich das beste Verwahrungsmittel gegen jene eingeschränkte, parteiische und leider noch so allgemeine Vorliebe für unsere eigene Be-

schäftigung, welche mit der Herabwürdigung anderer Lebensweisen und anderer Classen des menschlichen Wissens verbunden ist.

Nachruhm ist das eigentliche Erbe der wenigen Edeln. Oft zündet die Ehre, die man dem Andenken eines großen Mannes weihte, den Funken des Genius in einem andern Busen an. Mit einem Eifer, der alle Hindernisse besiegt, kämpft er dann um diesen Preis, der ihn so groß, so rein und göttlich dünkt; und wenn er am Ende seiner Laufbahn einen Blick in das Vergangene wirft, verläßt er diesen geschäftigen Schauplatz zufrieden, froh und mit dem festen Vertrauen, daß sein Beispiel und der Ruhm seines Namens die wohlthätige Flamme fortpflanzen werde, sowie er sie zuerst empfing. So wird der Nachruhm gleichsam eine Schuld, welche die Nachwelt tilgen muß; und ein Zeitalter, welches bei den Verdiensten eines großen Mannes schweigt, verdient die Strafe, daß es keinen ihm ähnlichen Mann aus seiner Mitte hervorbringen kann.

Es gibt eine Aufklärung über gewisse Scenen im menschlichen Herzen, die sehr demüthi-

gend für Alles, was menschliche Größe heißt, sein muß.

Was der Mensch sucht, das findet er; was er will, das kann er; was er sich erbittet, das erlangt er; — nur muß er nicht incompatible Dinge verlangen, nicht zugleich nach Norden und nach Süden segeln wollen.

Lernen ist Alles! Wahrheit das ewig Bleibende, das ist Nahrung des Geistes.

In unserer Welt steht das Entfernteste, was dem Anschein nach nichts gemein hat, oft in so enger Beziehung, daß ich mir nicht mehr getraue, wie wol ehedem, die Metaphysik als unnütz, zeitverderblich und unfruchtbar zu verderben. Allein ich gestehe doch bei alledem, daß sie mir auch jetzt außer dem Nutzen, die Verstandeskräfte zu schärfen, im Leben ziemlich entbehrlich scheint! Das Schlimmste ist, sie gewöhnt den Geist so sehr an einen gewissen entfernten Gesichtspunkt, der Alles faßt, daß man sich hernach zu den gewöhnlichen Verhältnissen des sublunarischen Daseins ordentlich herablassen muß.

Erfahrung und Handeln sind die großen Schulen der Menschheit; je mehr Jemand gethan und gelitten hat, desto vollkommener ist er in dem Gebrauch seiner Kräfte und in der Kenntniß seiner selbst, der wichtigsten von allen, geworden.

Wo wir nützlich sein können, solange wir fühlen, daß uns die Kraft nützlich zu sein verliehen wird, da sind wir gewiß an unserm rechten Platz.

Es fördert das Gute nicht immer, wenn man es predigt. Perlen sind leicht weggeworfen, wenn die gute Lehre tauben Ohren gepredigt wird. Ich fange an, sehr deutlich überzeugt zu werden, daß alles Sagen und Lehren zur Besserung der Welt nichts beiträgt. Es ist nur ein Heilmittel vorhanden, das ist: Gutes thun, soviel an uns ist. Beispiel predigt besser als Lehre, und das, weil es soviel schwerer ist.

Es darf nicht die Frage sein: können wir Gutes stiften? können wir Misbräuche abstellen? können wir Früchte unserer Bemühungen zur Wohlfahrt des Staats oder der Gesellschaft, in der wir zu wirken bestimmt sind, erleben? Nein, dies

Alles hängt nicht von uns, hängt nicht von Menschen ab, es liegt im Rath der Götter beschlossen im heiligen undurchdringlichen Dunkel des Schicksals verhüllt. Aber es kann und muß die Frage täglich aufgeworfen werden, ob wir heute thaten, was nach unserm Gefühl und Verstande das Beste schien, das Beste des Staats unter den Umständen, worin er, worin wir uns befanden, der Beste des einzelnen Menschen, mit dem wir besonders zu thun hatten; denn das Beste unsers eigenen Selbst, welches uns am nächsten angeht, ist Resultat dieser beiden und folgt unmittelbar daraus. Nicht was wir erzielt haben, sondern was wir mit Anwendung aller uns verliehenen Kräfte haben erzielen wollen, soll uns Beruhigung geben. Diese Beobachtung ist der Ordnung der Dinge gemäß, in ihr gegründet; dies ist wahr, warum wollen wir uns die Welt anders denken und alle Augenblicke mit Schmerzen gewahr werden, daß wir uns täuschten? Das Bewußtsein: „ich that, was ich vermochte", soll es nun einmal sein, was uns Trost und Zufriedenheit in allen Dingen gibt.

Freilich geschieht nicht der tausendste Theil des Guten, was geschehen könnte, wenn es anders bessere, vollkommnere Menschen in der Welt gäbe; allein das Eintausendtheil muß doch geschehen,

und hierzu muß doch der ehrliche Mann, der dazu da ist, gleich Hand anlegen, sonst geschieht gar nichts Gutes.

Das Gute, welches geschieht, ist das Minimum Dessen, welches wir uns vorstellen können, und unsere Wünsche sind überall weit vor der Ausführung voraus.

Ja, ich sehe ein, daß man nie verlegen sein muß, Mehr und Anderes zu wirken, als nach den Umständen, worin man sich befindet, möglich ist. Ins Große und Ganze geht doch auch dies und sicherer vielleicht als Dasjenige, was mehr ins Auge fällt. Wer einen Menschen erzieht, der hernach in einem größern Kreise wirkt, wer ein Buch für viele Leser schreibt, das hernach Einfluß auf ihre Denkart hat, wirkt der nicht ins Ganze und Große? Leidenschaften müssen freilich verschieden sein und verschiedene Grade in verschiedenem Alter haben; daher mag ich den Emporstrebenden nicht abrufen von der Verfolgung seines Ziels; aber wer einmal den Gesichtspunkt hat, den wir haben, der kann wol nicht umhin, es für Verschwendung der Kräfte zu halten, wenn er sie nur anwendete, um auf einen höhern Punkt zu kommen,

anstatt damit jetzt gleich zu wirken, wie es die Umstände mit sich bringen.

Wenn wir lange nicht mehr diese Alexander-Vermessenheit in uns fühlen, Alles thun, die Welt erobern, oder was gleich gilt, sie umschaffen zu wollen, wenn wir auf das Bewußtsein unserer Ohnmacht zurückgeführt worden sind, bleibt uns unser eigenes Ich; es scheint doch Alles in der Natur darauf berechnet, daß der Mensch nach Verlauf der Jugend mehr an sich selbst als an allem Andern außer ihm haben soll, und dazu sind die leidigen Wahrnehmungen gut, die Einen oft unsanft genug von dem Rückfall in jugendliche Schwärmereien heilen.

Es ist erstaunenswürdig, wie man auf Menschen wirken kann.

Wenn man das Gute mit reinem Enthusiasmus will und sich überall von Egoisten umgeben sieht, ärgert man sich.

Alles Wirkenwollen über einen gewissen Kreis hinaus wird durch die Ungewißheit des Erfolgs

zum bösen Hazardspiel und straft sich gemeinhin selbst durch Verfehlen des Zweckes und andere üble Folgen. Das Werk der Vernunft ist es, zu berechnen, nicht nur, was unsere Kräfte vermögen, sondern auch, welches die Zeit und Umstände sind, unter welchen wir sie anwenden dürfen und müssen. Eine große Uebung und Erfahrung sowol als eine gewisse umfassende Beurtheilung gehört dazu, zu bestimmen, wo endlich gehandelt werden müsse, wo man sich blos leidend verhalten und den Begebenheiten ihren Lauf lassen muß.

Jeder muß selbst fühlen, was sein Beruf ist und wozu er Kräfte hat.

Alles, was geschieht, hat seine Bestimmung vom Vorhergehenden und Beziehung aufs Zukünftige.

Wenn Lessing's Satz: „Was Blut kostet, ist nicht Blut werth", wahr ist, und mir scheint es fast, daß er mehr als glänzende Antithese ist, — so finde ich darin einen Grund mehr, auf die innere Besserung des Individui mich mehr zu verlassen und mehr Gutes davon zu hoffen als von allgemeinen, noch so guten politischen Einrichtungen,

welche nie ohne Gewaltthätigkeiten vorgenommen werden können.

Alle haben eine vernünftige Seele, eine moralische Perfectibilität; diese Eigenschaften machen mir den ärmsten Bauer heilig und werth. Die moralische Vervollkommnung ist unsere Bestimmung und hier öffnet sich dem Schriftsteller ein unabsehbares Feld und eine große Ernte.

Unzählige Nuancen der Organisation und der äußern Verhältnisse erzeugten verschiedene Mischungen des Charakters. Durch Erziehung, Beispiel und Gewohnheit hervorgerufene und bestimmte Leidenschaften, Einsichten und Fertigkeiten setzten ihr Spiel miteinander fort und wirkten unaufhörlich aufeinander, sowie aufs Ganze zurück. Wie dieser Wirbel jeden anders modificirten Menschen faßte und mit sich riß, so vollendete er dann seinen wohlthätigen oder zerstörenden Lauf. Die Wechsel der Verhältnisse, der Zusammenstoß streitender Kräfte, der Contrast entgegengesetzter Ereignisse — die hin- und herströmende Flut im Ocean der Menschheit — läutert und bestimmt überall die Begriffe und gibt ihnen auch Einfluß auf Handlungen. Tugend und Laster sind daher überall gleichzeitige

Erscheinungen; denn auch die Tugend wird nur durch Widerstreben möglich; wo weder Feind noch Gefahr vorhanden ist, da gibt es weder Kampf noch Sieg.

Auf jeder Stufe der Cultur, welche das Menschengeschlecht erreicht hat oder noch ersteigen kann, sind Bedürfnisse und Leidenschaften die Triebfedern aller erhaltenden, aber auch aller zerstörendeu Thätigkeit. Verschiedene Grade der Erkenntniß ändern nur die Intension und äußere Form derselben; aber das Gute und Große wird überall durch sein Gegentheil offenbar.

Wahrheit war die Botschaft, die alle großen Männer an die Menschheit zu verkündigen hatten; Wahrheit, Verhältniß der Dinge untereinander und zu uns. Sie entledigten sich genau ihres Auftrags und brachten uns Wahrheit, das Kleinod des Weisen, das Schwert in eines Narren Hand. Doch Nutzen und Misbrauch haben ihre Grenzen: die Aufklärung aber schreitet von Erfahrung zu Erfahrung ins Unbegrenzte fort. „Vielleicht erschöpft sie einst alle Verhältnisse des Menschen und bringt dann den Frieden des goldenen Zeitalters zurück?“ Diese harmlose Hoffnung, ein Stein der Weisen unsers Jahrhunderts, verdient wenigstens

keinen Spott, solange sie das aufgesteckte Ziel bleibt, welches so viele Kräfte für das Bedürfniß des gegenwärtigen Augenblicks in Bewegung erhält und einen Jeden anfeuert, in seiner Laufbahn nach der Vollkommenheit zu streben, die ihm erreichbar ist. Wenn die Verwegenheit in eine Zukunft zu schauen, die unsern Augen geflissentlich entzogen ward, und Bestimmungen vorauszusagen, welche sich aus den Prämissen der Erfahrung nicht folgern lassen, mit Irrthum bestraft werden muß, so konnte wenigstens keine Strafe unschädlicher und keine zugleich wohlthätiger sein als diejenige, welche die Bilder der Phantasie benutzt, um den Menschen an ein reelles Ziel zu geleiten. Ein solches Ziel ist die subjective Vervollkommnung, welche nur durch eine vollkommnere Erkenntniß der Wahrheit erworben werden kann.

Das ist ja wahrer Adel, wahre Erhabenheit unsers Geistes, daß er über alles Leiden und über alle Bitterkeit durch in ihm wohnende, ihm angeeignete Kraft zu siegen vermag.

Es gibt eigentlich keinen Schmerz, dessen Endzweck uns nicht bekannt wäre; er führt Alle, die ihn fühlen, zu einer höhern Vollkommenheit, zu

richtigerer Schätzung der Dinge und zur Entwickelung ihrer Geisteskräfte überhaupt. Paulus, der ein guter Kopf war und auch selbst dachte, hat eine Stelle, die mir passend dünkt und wahr ist; er sagt nämlich: So lange wir litten, sei unser Zustand so schmerzlich, daß wir den Nutzen des Schmerzes nicht absehen, erst nachher brächte es uns Beruhigung, gelitten zu haben und unter der Zuchtruthe gewesen zu sein. Sehr natürlich und richtig! Also keine stolze, stoische Unempfindlichkeit, nichts Gleichgültiges gegen den Schmerz, wenn er da ist, — aber auch ebenso wenig Unempfindlichkeit und Kälte gegen die Freude, kein Verschließen gegen die Eindrücke der lieben Mutter Natur, wenn sie uns zum Genuß, zum frohen, ungemischten, heitern Genuß ruft.

Ich weiß, daß alles Raisonnement nur ungefähr so wirkt wie eine gute Diät; sie erhält Einen gesund. Gegen wirkliche Zufälle muß man Heilmittel gebrauchen, und welches Mittel kann es sein, wovon man sich Hülfe verspricht, gegen diese zu große Reizbarkeit, gegen das Uebermaß des Gefühls? Unser Schicksal wäre wol wirklich grausam, wenn nicht ein solches vorhanden wäre: Man kann die Heftigkeit einer jeden Empfindung sehr schwächen und manche gänzlich vertreiben, wenn man sich ein Gesetz und eine Gewohnheit macht,

der Quelle einer jeden Empfindung, die in uns entsteht, nachzuspüren. Es ist unglaublich, was es für Wirkuug thut. Kaum hat man sich erinnert, daß man auch ein denkendes, nicht blos empfindendes Wesen sei, so herrscht schon eine Stille in der Natur und die unbändigen Empfindungen schweigen vor ihrem Herrn, der Vernunft, sowie Wind und Wetter vor dem ernsten Kopfschütteln und Dreizackschwingen Neptun's.

Wer hundert mal moralisch handelt, ehe er einmal davon spricht, das ist ein Mensch, den man segnen und herzen möchte. Ich bin weit entfernt, ihn darum für fehlerfrei zu erklären; das plus et minus und der Grad des Bestrebens nach Vollkommenheit und Tugend bestimmt aber den Werth des Menschen.

Ich rechne es mir zu einer großen Glückseligkeit, daß ich mich seit einigen Jahren schon zu beobachten gelernt, und weil ich nicht gewohnt bin, mir etwas dabei nachzusehen (welches auch zu nichts helfen könnte) schon manche Entdeckung gemacht habe. Es ist wahr, wir sind immer parteiisch, wenn es auf Beurtheilung unserer selbst ankommt, allein stufenweise erreicht man hierin sowie in an-

dern Uebungen eine gewisse Fertigkeit und Vollkommenheit. Alle unsere Leidenschaften, alle unsere Triebe lassen sich auf einige Hauptbestimmungen unsers Daseins zurückbringen und sind folglich in der Natur desselben gegründet. Die Vernunft ist dabei nicht im Spiel, oft spricht sie sogar dagegen.

Es ist irrig, die Selbstbestimmung für eine menschliche Vollkommenheit zu halten. Die Weisesten merken höchstens nur, wie das Schicksal sie leitet, und sind es zufrieden. Der Lahme wird ja dem Himmel für die Krücken danken! Aber, o des Thoren, der sich einbildet, er hinke nicht.

Wo viel Stolz ist, da ist aber auch viel Vertrauen auf sich selbst, und dies hat eine gute Folge, daß er vor manchem Fehltritt bewahrt, wenn es gleich von einer andern Seite etwas Menschenfeindliches hat und zu Gleichgültigkeit und kalter Verachtung Anderer führt. Hingegen ist Demuth oft mit einer Schwäche vergesellschaftet, die allen Eindrücken offensteht, und wo moralisches und sinnliches Gefühl dunkel ineinander übergehen. Jedes Temperament hat seine Vortheile und Nachtheile und ist ein redendes Beispiel, daß der Schöpfer allen vernünftigen Geschöpfen den Weg zur Voll-

kommenheit freigelassen, Jeden vom Ziele ungefähr gleich weit abgerückt hat.

Wohl ist Wahrheit für uns Das, was wir von den Dingen wissen. Der Verhältnisse der Dinge sind unendlich viele, wir erkennen davon etliche, wir rathen auf etliche andere, und die größte Menge davon bleibt uns unbekannt. Heute erblicken wir eine neue Seite an der Sache, die unsern Begriff dergestalt verändert, daß uns der gestrige unvollkommen, sogar ganz falsch scheint. Das Uebelste dabei ist der Hang unserer Einbildungskraft, immer neue Zusammensetzungen zu schaffen, sich immer Seiten und Verhältnisse an den Dingen zu erdenken, sie an die wirklichen anzuknüpfen und dergestalt Wahrheit mit Irrthum zu vermengen. So entstehen jene sogenannten heiligen Irrthümer, von denen wir wol manchmal zu sagen pflegen, das Menschengeschlecht habe zu seiner Zeit großen Nutzen davon gehabt, womit doch eigentlich nur bewiesen werden kann, sie seien an die Stelle noch gröberer, noch mehr verderblicher und gefährlicher Lügen getreten. Kein Irrthum aber ist je heilig, je gu gewesen, auch alsdann nicht, wenn's uns so scheint. Höchst wahrscheinlich, daß der Mensch gerade durch seine Einbildungskraft, oder durch Das, was sie sonst Schöpferisches hat, zu seinen größten Unglücks=

fällen gelangt ist und gewiß ist, daß das System unserer heutigen Wissenschaft viel zu verworren, viel zu weit von der Einfalt und Wahrheit der Natur entfernt ist.

Welche Phantasie kann etwas Erträgliches zum Vorschein bringen, wenn sie nicht ganz unbefangen aus sich selbst schöpft und darstellt, was in dem Augenblick in ihr entsteht, also wahr ist — obgleich nur relativ wahr wie alles Wahre, was ein Mensch vorbringen kann; denn ein absolutes Wahre ist ein Dogma und führt zu einem Despotismus im Denken.

Der Weise sucht Weisheit — nicht leeres Wort — sondern lebendige Gotteskraft, nahrhafte Lebensspeise, und wenn er sie findet, wo die Welt sie nicht des Aufhebens würdigt, so ist des Frohlockens in seiner Seele kein Ende.

Je länger ich lebe und Erfahrungen mache, je mehr überzeuge ich mich, daß einzelne Handlungen weder für noch wider die Menschen beweisen, — das Ganze muß hier entscheiden, weil am Ende doch kein anderer Maßstab für den Charakter ist als das Verhältniß des Willens zum Gewissen,

oder Gefühl von Recht und Unrecht, Gut und Böse. In einzelnen Fällen kann das Gefühl sehr verschieden scheinen von Dem, was es gewöhnlich ist. — Es ist eine üble Angewohnheit, daß man sagt, Den kann ich nicht leiden, Den hasse, Den verabscheue ich, Den bete ich an; gerade als ob sie ganz böse oder gut wären; der Liebenswürdigste ist Der, der sich selbst am vollkommensten beherrscht; denn das ist Gerechtigkeit gegen alle Mitmenschen.

Der weisere Mensch kann nicht begriffen werden von der gewöhnlichen Menge; aber ich sehe hier besonders schauderhaft deutlich an so vielen herzlosen, aufgeklärten und sogenannten liebenswürdigen Leuten, daß das Wissen und das Denken, wenn es nur auf Abwerfung des Jochs der Vorurtheile sich beschränkt und von innerm Seelenadel nicht geleitet wird, die abscheulichsten moralischen Ungeheuer bildet. Wenn wir aufhören, aus Convention tugendhaft sein zu können, müssen wir anfangen, es aus Selbstachtung zu werden. Wer nicht das Gefühl hat, daß jede Abweichung von der Natur, in dem Grade, den wir Laster nennen, ihn vor sich selbst herabwürdigt, der kann sie freilich alle begehen und dennoch in Gesellschaft, indem er die daselbst angenommenen Regeln des Betragens beobachtet, mit den Eigenschaften seines Geistes glänzen.

Wahrheit! schönes, großes, heiliges Wort, unzertrennlich von Empfindung und Gedanken; und dem Menschengeschlechte so theuer, daß Religion und Philosophie an die Ergründung seines göttlichen Sinnes die höchste Glückseligkeit knüpften! Wer ist so blödsinnig, daß er Wahrheit nicht erkennen? wer so neidisch, daß er die erkannte Wahrheit nicht mittheilen möchte?

Von der Wahrheitsliebe ist der Bekehrungsgeist unzertrennlich, insofern er das Bestreben ist, Andere zu seiner Meinung zu gewinnen. Vom Wilden bis zum Großinquisitor, vom frommen Schwärmer bis zum Philosophen sind wir Alle Proselytenmacher; und was so tief in der menschlichen Natur gegründet ist, kann nicht an sich, kann nur durch den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel sträflich sein.

Es gibt nur zwei Wege, wie man auf die Ueberzeugung eines Menschen wirken kann: durch den Kopf und durch das Herz. Je heller und erleuchteter aber der Verstand, je reiner, edler und einfacher das Gefühl, desto fester steht die Ueberzeugung, desto schwerer wird es, eine andere an ihre Stelle zu setzen, desto wichtiger, erhabener, voll-

kommener müssen die Gründe sein, wodurch man eine Bekehrung bewerkstelligen will.

Ist es nicht eine sehr richtige Bemerkung, daß man überall den Menschen das Ziel weiter stecken müsse, als sie kommen können, damit sie wenigstens so weit kommen, als es ihnen möglich ist.

Wenn ich schon nicht mitschwärmen kann, so ist mir eine Schwärmerei doch ehrwürdig, sobald sie auf Genuß des Daseins führt. Diese Stimmung läßt sich mit der herrnhutischen Einrichtung, welche die unverheiratheten Männer und Weiber mit klösterlicher Strenge voneinander trennt, schon nicht so leicht in eine Gleichung bringen. Ich glaube in meiner Erfahrung hinlänglichen Grund zu der Ueberzeugung zu finden, daß man in der Welt nie stärker gegen das Böse und seine Anfechtungen ist, als wenn man ihm mit offener Stirn entgegengeht: wer vor ihm flieht, ist überwunden. Wer steht uns auch dafür, daß, wo der gebundene Wille mit der anerkannten Pflicht im Kampfe liegt, die Sünden der Einbildungskraft nicht unheilbarer und zerrüttender sein können, als die etwaigen Folgen eines gemischten und durch freiwillige Sittsamkeit gezügelten Umgangs! Gibt es nicht wol-

lüstige Ausschweifungen der Seele, welche strafbarer als physische Wollüste sind, da sie den Menschen im wesentlichsten Theile seines Daseins entnerven? Bei einem eingeschränkten Erkenntnißvermögen und einer armen Einbildungskraft sind die Symptome nicht gefährlich, und das Uebel bleibt in den Schranken, die ihm die Unerheblichkeit des Individuums anweist. Wenn hingegen diese Seelenepidemie ein gebildetes, edles Wesen ergreift, dann äußern sich Wirkungen, welche Völker vergiften, die bürgerlichen Verhältnisse stören und die Sicherheit des Staats untergraben können. Die Täuschung, womit man sich über den Gegenstand dieser Entzückungen hintergeht, ist so vollkommen, daß die tiefste Tiefe, wohin der menschliche Geist sinken kann, dem Verblendeten die höchste Stufe der Tugend, der Läuterung und der Entwickelung zum seligen Genusse scheint. Genau wie die Entartung des physischen Triebes die Gesetze der Natur beleidigt, ebenso muß in einem noch ungleich höhern Grade der Seelenraub strafbar sein, den man durch eine unnatürliche Vereinigung mit einer Idee am ganzen Menschengeschlecht begeht. Geistesarmuth ist der gewöhnliche, jedoch von allen gewiß der unzulässigste Vorwand zu dieser Theopornie, die erst in der Einsamkeit und Heimlichkeit angefangen und dann ohne Scheu öffentlich fortgesetzt wird. Zuerst ist es Trägheit, hernach Egoismus, was

den Einfältigen über die natürlichsten Mittel, seinem Mangel abzuhelfen, irreführt. Ist hingegen eine Seele reich und groß? O dann suche sie ein Wesen ihrer Art, das Empfänglichkeit genug besitzt, sie ganz zu fassen, und ergieße sich in ihm! Selten oder nie wird es sich ereignen, daß ein Geist dieser endlichen Erde einzeln und ohne Gleichen steht; — und bliebe nicht diesem Erhabenen selbst, der kein Maß für seine Größe fände, der göttliche Genuß noch übrig, sich Mehren theilweise hinzugeben und Allen Alles zu werden? — Die Weisheit der Natur ist zum Glück noch mächtiger und consequenter als die Thorheit des Menschen, und ehe man es sich versieht, führt sie auch den Schwärmer wieder in das Gebiet des Wirklichen zurück. Bei den Herrnhutern ist überdies dafür gesorgt, daß man sich nicht zu weit aus demselben verlieren kann, Fleiß und Arbeitsamkeit sind kräftige Verwahrungsmittel gegen das Ueberhandnehmen der Seelenkrankheiten, die sie nur dann begünstigen, wenn allzu große Anstrengung, allzu langes Einsitzen, allzu strenge Diät die Kräfte des Körpers untergraben.

Je reicher die Ausbildung unsers Zeitalters, je größer die Anzahl unserer Begriffe, je erlesener ihre Auswahl ist, desto umfassender wird unser

Denk= und Wirkungskreis, desto vielfältiger und anziehender werden die Verhältnisse zwischen uns und Allem, was uns umgibt. Daß wir uns auf diesem Punkte der Geistescultur befinden, das beweist der gegenwärtige Zustand der Erziehungsanstalten, der Universitäten, der belletristischen und ernsten Literatur, der politischen und statistischen Verfassungen, der physischen und hyperphysischen Heilkunde, ja sogar der raisonnirten Schwelgerei und raffinirten Sinnlichkeit, worin Alles auf einem encyklopädischen Inbegriff und Zusammenhang aller möglichen Zweige der Erkenntniß beruht. Dieser nunmehr in allen Fächern aufgesuchten und mit so vielem Glück verfolgten Verwebung und Verbindung der verschiedenartigsten Kenntnisse sind wir es schuldig, daß der Gang unserer Erziehung sich beflügelt, und daß unsere sechzehnjährigen Jünglinge ein vollständigeres, zusammenhängenderes System von nützlichen, praktischen Begriffen innehaben, als man sich zu Locke's Zeiten mit 30 Jahren erwerben konnte. Die Spreu ist besser vom reinen Korne geschieden, und wir genießen, wenigstens in gewisser Rücksicht, die Frucht des Schweißes von Jahrtausenden. Unsere Frauenzimmer selbst finden es leicht und anmuthig, alle Gefilde des Wissens zu durchstreifen, sie wie Gärten geschmückt zu sehen und ihre Blumen in einen Strauß zusammenzubinden, den man im bunten gesellschaftlichen Kreise

nicht ohne Selbstgefallen Jedem zur Erquickung darreichen kann. Wir wollen uns über diese oberflächliche Weisheit nicht entrüsten, denn sie ist reeller als man denkt, und als es mürrische und pedantische Sittenrichter zugeben mögen. Alles ist gewonnen, wenn es zur Gewohnheit wird, die Geisteskräfte zu beschäftigen und die Vernunft, die man dem größten Theile des Menschengeschlechts so lange und so gern abgeleugnet oder auch wol unmenschlich entrissen hat, in ihrer Entwickelung überall zu begünstigen. Nur der Geist, welcher selbst denkt und sein Verhältniß zu dem Mannichfaltigen um sich her erforscht, nur der erreicht seine Bestimmung. Wie wir anfingen, so endigen wir dann; durch die Wirbel aller möglichen Zusammensetzungen hindurch, kehren wir, reich in uns selbst und frei, zu der ursprünglichen Einfalt zurück.

Freundschaft und Liebe. Humanität.

Die einzige, innige Seelenmischung bei Seite, gewinnen wir nicht auf eine andere Art dadurch, daß wir fähig sind, mit mehren Personen Liebe und Freundschaft zu pflegen, innigste, wärmste Freundschaft, zärtlichste Liebe?

Ein Freund ist ein Wesen, das uns ganz trägt mit unsern Fehlern und Mängeln allen.

Die wenigen Menschen, die gleichförmig mit uns denken, sind uns noch mehr noth als das ganze übrige Menschengeschlecht; sie stärken und befestigen uns in unsern eigenen Grundsätzen.

Die Liebe kann nicht getheilt werden, ohne im Grad der Vollkommenheit zu leiden.

Die Sorge für Andere ist süßer, nicht weil sie äußerlich mehr belohnend ist, sondern weil sie unsere Urtheilskraft unbefangener und unsern Geist ruhiger läßt.

Die edelsten Gefühle, Liebe und Freundschaft, sind, solange sie Gefühl und nicht Raisonnement sind, immer in gewissem Grade sinnlich und folglich des Misbrauchs fähig. Kein Jüngling, der mit Enthusiasmus in der Freundschaft empfand, hatte je einen häßlichen Freund. Ich will sagen, den er häßlich fand. Ist er kalt genug, auf bloße Uebereinstimmung der Gesinnungen Freundschaft zu gründen, so wird auch unfehlbar alles Enthusiastische, alles Sinnliche dabei wegfallen, sobald sein Freund so häßlich ist, daß er es sich selbst nicht ableugnen kann. Im entgegengesetzten Fall wird er ihn körperlich schön finden, wenn er's gleich nur dem Geist nach ist.

Man lernt nur aus Erfahrung, was in Freude und Leid ein Mensch dem andern sei; und auch diese Wissenschaft, sowie die innere Energie der Gemüther selbst hat ihre Stufen.

Ein wohlthätiges Verhängniß waltet über Freunden, wenn sie sich so recht innig verstehen lernen, wenn ein ruhiger, hochachtungsvoller Bund der Freundschaft entsteht, und einer des andern Schutzengel wird; wenn strenger Wahrheitssinn sich zur Schonung gesellt, und sie einander fortbilden, da, wo die gemeine Erziehung aufhört, zu diesem hohen Bewußtsein, der Reinigkeit in Gedanken, Wort und That, diesem Frieden, der höher ist als alle Vernunft!

Wenn die Liebe auf wahre Hochschätzung gegründet ist, so mag es mit allem Uebrigen ausfallen wie es will.

Das höchste, reinste Glück, dessen Menschen auf Erden fähig sind, besteht in Liebe.

Mit der Theilnahme am Wohle der Menschen und jedes Einzelnen läßt sich die herzlichste Liebe für die besondern Freunde verbinden, und Eins sollte bei Gutdenkenden nie das Andere ausschließen. Beruht nicht jenes allgemeine Theilnehmen und Wohlwollen, sowie das besondere und innigere für gewisse Personen, auf der Anerkennung Dessen, was uns miteinander verbunden, was wir miteinander

gemein haben, worin wir übereinstimmen, inwiefern wir Eins ohne das Andere nicht sein können? Blinde Liebe, thörichte, aus Laune, Uebermuth, Leichtsinn, aus reizbarem, sinnlichem Gefühl entstandene und zu einer gefährlichen Stärke gediehene Leidenschaft gehört nicht hierher. Der Rechtschaffene wird immer zwischen dem Triebe seines Herzens und den Pflichten, die der Verstand einsieht, ein Gleichgewicht erhalten. Der Trieb beruht auf Empfindungen, die man sich nicht gibt; Menschlichkeit, worunter ich die geselligen Pflichten alle begreife, befiehlt die Vernunft auch da, wo der Trieb schweigt. Die größte und innigste Verbindung ist aber da, wo der stärkste Trieb mit der größten erkannten Pflicht zusammentrifft. Dafür kann man manchmal nicht, daß man sich manchmal zu einzelnen Menschen hingerissen fühlt, ohne daß der Verstand weiß, warum? Das ist Kraft des Triebes, den wir nicht kennen, dessen Wirkung uns nur offenbar ist, und der vielleicht sehr allgemeinen Anziehungskräften der Natur unterworfen sein kann; das anerkannteste Ideal der Schönheit ist oft weit minder anziehend als eine Gestalt ohne Anspruch auf Regelmäßigkeit. Aber wo außer dieser allgemeinen verborgenen Anziehungskraft nichts ist, was auch den Verstand anzöge, wo vielmehr er abgestoßen sich fühlte, da möchte es doch mehrentheils des Menschen selbsteigene Schuld zu nennen

sein, wenn er Trieb für Einsichten gelten ließe. Bei vielen Menschen wirkt der Trieb unendlich heftiger als die Gerechtigkeitsliebe.

Was ist das Leben, wenn es nicht Kraft ist, das Aeußere in uns zu bilden, und wo lesen wir dieses Aeußere besser als im schönen Spiegel einer edeln menschlichen Seele? Wenn ich einen großen, einen guten Menschen in meinem Herzen und in meinem Sinne trage, ist's mir, als trüge ich die Welt in mir in einem schönen umfassenden Bilde.

Einen Vertrauten zu finden, dem wir unsere Noth mit uns selbst klagen, dem wir unser Herz mit allen seinen Widersprüchen, Verirrungen und geheimen Anliegen ausschütten, dem wir durch anhaltendes Bitten und Thränenvergießen, wie wir selbst geduldig und mitleidig sind, ohne ihn zu ermüden, Beistand und Mitleid ablocken können: dies ist das Hauptbedürfniß unsers Lebens.

Gleichheit ist die unnachlässige Bedingung der Liebe. Der Schwache kann das Vollkommene nicht umfangen; er sucht ein Wesen seiner Art, von dem

er verstanden und geliebt werden, dem er sich mittheilen kann.

Die große, wirklich große Anzahl von Menschen, die mir Freundschaft und Liebe schenken, beweisen etwas für meinen Charakter und etwas für die Empfänglichkeit und angeborene Güte des Menschen überhaupt. Ich muß schließen, daß ich gefalle, weil ich ohne Prätension bin und Jedermann Wohl, Keinem Uebel wünsche; und da diese Denkungsart so sicher ist, den Beifall der Menschen zu gewinnen, so muß ich folgern, daß die Menschen im Grunde gute Geschöpfe und mit Wenigem zu befriedigen sind, daß Güte des Herzens immer den bleibendsten Eindruck auf sie macht und uneigennützig scheinende Liebe sie am tiefsten rührt. Folgere ich weiter, so sehe ich, daß mir die Vorsehung mit diesem Herzen und mit dieser Demuth wahrlich kein kleines Geschenk gemacht hat; sie trägt soviel zu meiner Glückseligkeit bei und lehrt mich, daß der größte Vortheil des Menschen ist, theilnehmend und liebevoll gegen die Welt zu sein.

Intoleranz ist von allen Arten der Ueberzeugung, daß man die Wahrheit kenne, unzertrennlich. Aus Gutherzigkeit wollen wir die uns beglückende Wahrheit auch unsern Freunden auf-

dringen. Es choquirt uns, wenn wir aus uns fremden Grundsätzen, anders als wir gewohnt sind, sie handeln sehen, und das verbieten wir, sobald wir Macht haben und nicht überzeugen können. Ja, wenn unsere Grundsätze nicht immer auf unsere Lage in der Welt, auf unsern praktischen Verkehr mit den Menschen einen so wesentlichen Einfluß hätten, dann könnte schon Jedermann seines Glaubens leben.

Selbstprüfung und Selbstverleugnung lehren, mit der menschlichen Natur nachsichtsvoll zu sein, nicht zu viel von ihr zu fodern, keine Irregularitäten zu verzeihen, wenn nur Tugend im Ganzen und mit ihr wahre Glückseligkeit das Ziel bleibt; wir wissen, daß das höchste, reinste Glück, dessen Menschen auf Erden fähig sein können, in Mittheilungen besteht, in Liebe, die sich selbst in Andern empfindet und Anderer Wohl und Freude zum Ihrigen macht.

Was ist im Grunde der Genuß des Lebens an und für sich, ohne diesen Genuß? ohne dieses weitumfassende Theilnehmen an Menschen unserer Art? und ohne das allgemeine Theilnehmen an Allem, was das menschliche Geschlecht überhaupt angeht?

Plus j'avance en âge, plus je trouve qu'il faut apprendre à souffrir les hommes et à se passer d'eux autant qu'il est possible.

Je länger ich lebe und Erfahrungen mache, je mehr überzeuge ich mich, daß einzelne Handlungen weder für, noch wider die Menschen beweisen, — das Ganze muß hier entscheiden, weil am Ende kein anderer Maßstab für den Charakter ist als das Verhältniß des Willens zum Gewissen, oder Gefühl von Recht und Unrecht, Gut oder Böse.

Der weisere Mensch kann nicht begriffen werden von der gewöhnlichen Menge.

Kein Mensch verstände den andern, wenn nicht in der Natur aller Menschen etwas Gemeinschaftliches zugrunde läge, wenn nicht Eindrücke, die wir durch die Sinne erhalten, eine gewisse Aehnlichkeit bei allen einzelnen Menschen beibehielten, und wenn nicht wenigstens unabhängig von allem objectiven Dasein die Bezeichnung der Eindrücke, nach welchen wir Gut und Böse, Recht und Unrecht, Widrig und Angenehm, Schön und Häßlich unterscheiden, in uns selbst als Form aller Veränderun-

gen, die in uns vorgehen können, schon bereit läge. Welche bestimmte Eindrücke nun aber diese oder die entgegengesetzte Empfindung in uns hervorbringen sollen, das hängt von Organisation und zum Theil auch von Erziehung und Gewöhnung ab, und man begreift wohl, wie am Ende die Verschiedenheit der Gefühle und folglich der Gesinnungen bei manchen Einzelnen schlechterdings nicht zu heben, oder auf einen Vereinigungspunkt zurückzuführen ist. Aus einem gewissen Standorte betrachtet kann es allerdings nicht gleichgültig scheinen, ob dergleichen unüberwindliche Unterschiede fortexistiren sollen oder nicht; es kann sogar einen Anstrich von höherer Vollkommenheit für sich haben, wenn alle Meinungen sich nach einer gemeinschaftlichen Vorschrift bequemten und dann durch das ganze Menschengeschlecht nur Ein Wille herrschen und nur Ein Pulsschlag in der großen, sittlichen Welt, wie in der kleinen physischen des einzelnen Menschen, regelmäßig Alles in Umtrieb erhalten dürfte. — Den kürzesten Weg zur Hervorbringung dieser Gleichförmigkeit hatten unstreitig Diejenigen erfunden, die den großen Entwurf einer Universalmonarchie mit den kräftigen Glauben an eine geistliche Unfehlbarkeit des höchsten Alleinherrschers und an sein überirdisches Dasein, als eines sichtbaren Stellvertreters der Gottheit, zu einem der Zeit und der unruhigen Vernunft Trotz bietenden Ganzen

verschmolzen zu haben wähnten. Ein Wille, eine Weisheit, eine moralische Größe über Alles, deren Macht zu widerstreben Thorheit, deren Recht zu leugnen Unvernunft, deren Heiligkeit zu bezweifeln Gotteslästerung gewesen wäre, konnten, wenn es überhaupt möglich ist, bis auf den Punkt sich aller Gemüther zu bemeistern, zuerst das Ziel erreichen, welches auch die ausschweifendste, von dem Schicksal anf einen kleinen Planeten gebannten Herrschgier sich stecken mußte; das Ziel eines, über alle die Tausende von Millionen vernünftigen Wesen, über Alles, was sich regt, was hervorsproßt und was ruht auf dieser Erde, unumschränkt gebietenden Scepters.

Seitdem die Unfehlbarkeit und mit ihr die Möglichkeit einer Universalmonarchie verschwunden ist, bliebe der Versuch noch übrig, ob ein entgegengesetztes System von republikanischen Grundsätzen etwa leichter eine allgemeine Verbrüderung des Menschengeschlechts zu einem allumfassenden Staatenbunde bewirken könnte, und ob sich endlich alle Menschen bequemen möchten, den allgemeingültigen Grundsätzen, die eine solche Verbindung voraussetzt, ohne Widerrede zu huldigen? Die Folgen dieser, wenn sie möglich wäre, höchst wichtigen Zusammenstimmung hat wol schwerlich Jemand in ihrem ganzen Umfange und Zusammenhange überdacht. Bei der vollkommenen Gleich-

förmigkeit in der praktischen Anwendung jener Grundsätze, scheint mir diejenige Einseitigkeit und Beschränktheit der Begriffe unvermeidlich, welche wir schon jetzt an Menschen wahrnehmen, die unter sich über gewisse Regeln einverstanden oder an eine besondere Lebensweise gebunden sind. Ein politischer Mechanismus, der durch alle Individuen des Menschengeschlechts ginge, würde den Bewegungen Aller eine Bestimmtheit und Regelmäßigkeit vorschreiben, welche sich mit der Art und Weise, wie unsere Kräfte sich entwickeln, nicht wohl zusammen denken läßt. Je auffallendere und mannichfaltigere Abweichungen wir in der Denkungsart der Menschen bemerken, um soviel reicher sind wir an Ideen und ihren Verknüpfungen; ein großer Theil dieses Reichthums aber ginge unwiderbringlich für ein Zeitalter verloren, welches mehr Einstimmiges in unsern Gedankengang brächte. Wie viele Kräfte unsers Geistes fodern nicht zu ihrer Entwickelung außerordentliche Veranlassungen. Dort, wo Alles einen gemessenern Schritt als bisher halten müßte, dort müssen diese Kräfte schlummern oder doch nie zu ihrer Reife gelangen; Geister wie die eines Perikles, eines Alexander, eines Cäsar, eines Friedrich, hätten keinen Schauplatz mehr. Wo die Spontaneität der Handlungen wegfällt, verliert man auch die Uebung der Verstandeskräfte; nur im Streit entgegengesetzter Begierden und Vorstellungs-

arten offenbart sich die Vernunft in ihrer erhabenen Größe; durch ihn bewährt sich die Vollkommenheit des sittlichen Gefühls als die rührend schöne Blüte der Menschheit. Nehmen wir die Contraste des menschlichen Charakters hinweg, geben wir allen Einzelnen mehre Vereinigungspunkte und einerlei Bestimmung; wo bleibt dann die Spur jener Götterweide, die Lactanz darein setzte, einen großen Mann gegen ein feindseliges Geschick ankämpfen zu sehen? Wo wir aufhören zu unterscheiden, da sind die Grenzen unserer Erkenntniß; wo nichts Hervorstechendes ist, kann die Einbildungskraft keine Kennzeichen sammeln, um ihren Zusammensetzungen Größe, Erhabenheit und Mannichfaltigkeit zu geben. Exentricität ist daher eine Bedingung, ohne welche sich der höchste Punkt der Ausbildung gewisser Anlagen nicht erreichen läßt; ein allgemein vertheiltes Gleichgewicht der Kräfte hingegen bleibt überall in den Schranken der Mittelmäßigkeit. Eine Verfassung des gesammten Menschengeschlechts also, die uns von dem Joche der Leidenschaften und mit demselben von der Willkür des Stärkern auf immer befreite, indem sie Allen dasselbe Vernunftgesetz zur höchsten Richtschnur machte, würde wahrscheinlich den Zweck der allgemein-sittlichen Vervollkommnung dennoch ebenso weit verfehlen wie eine Universalmonarchie. Was hülfe es, daß wir Freiheit hätten, unsere Geistes-

fähigkeit zu entwickeln, wenn uns plötzlich der Antrieb zu dieser Entwickelung fehlte.

Doch dieser Antrieb wird uns nimmermehr entrissen werden, wenigstens nicht in dieser einzigen, uns denkbaren Welt, wenigstens nicht, solange sich alle dreißig Jahre das Menschengeschlecht verjüngt und wieder emporwächst von den blos vegetirenden Keimen zu der thierischen Sinnlichkeit und von dieser zu der gemischten physisch-sittlichen Bildung; Buchstaben, Formeln und Schlüsse werden nie im jungen Sprößling den mächtigen, dunkeln Trieb überwiegen, durch eigenes Handeln die Eigenschaften der Dinge zu erforschen und durch Erfahrung zur Weisheit des Lebens hinanzusteigen. In seinen Adern wird sich, ihm unbewußt, ein Feuerstrom der Macht und des Begehrens regen, den nichts als Befriedigung bändigen und kühlen, den der Widerstand fremder Selbstheit nur reizen und erzürnen, dem ihre Gewalt allein Schranken setzen und durch diese das Bewußtsein wechselseitiger Befugniß wecken kann. Die erwachsene Vernunft mag ringen mit diesem Sporn zur Wirksamkeit: Auflösung folgt ihrem Siege und in jedem neuen Organ fesseln sie des frischen Lebens stärkere Bande. Ewig schwankt daher das Menschengeschlecht zwischen Willkür und Regel; und wenngleich in wenigen großen Seelen beide vereinigt liegen und aus ihnen beide vereinigt in angeborener, stiller Harmonie her-

vorgehen, so werden sie dennoch, nur vereinzelt, die Götzen der halb empfänglichen Menge. Auch Schwung und Anziehung stellte die Natur einander so entgegen; ewig ringen auch diese Urkräfte des Weltalls. Darf diese hier und jene dort der andern etwas abgewinnen; dürfen sie in gleichen Schalen gewogen, die wunderähnliche Harmonie der Sphärenbahnen erzeugen; sind die Phänomene der Auflösung und der in neuen Bildungen sich wieder verjüngenden Natur die Folgen ihres unaufhörlichen Kampfes: so darf ja dieser nicht enden, wenn nicht das Weltall stocken und erstarren soll.

Schön ist das Schauspiel ringender Kräfte: schön und erhaben selbst in ihrer zerstörendsten Wirkung.

Im Ausbruch des Vesuv, im Gewittersturm bewundern wir die göttliche Unabhängigkeit der Natur. Wir können nichts dazu, daß die Gewittermaterie sich in der Atmosphäre häuft, bis die gefüllten Wolkenschläuche der Erde Vernichtung drohen; daß in den Eingeweiden der Berge die elastischen Dämpfe sich entwickeln, die der geschmolzenen Lava den Ausweg bahnen. Das Zusehen haben wir überall; glücklich, daß Zeit und Erfahrung uns doch endlich von dem Wahne heilten, der diese großen Erscheinungen nur für Werkzeuge der göttlichen Strafgerechtigkeit hielt. Wir wissen, daß Calabrien ruht, indeß der Mongibello wüthet; wir

wünschen unsern Pflanzungen Gewitterregen, wenngleich zuweilen durch den Blitz ein Dorf zum Raube der Flammen wird, ein Menschenleben früher welkt, oder ein Hagel die Saaten niederstreckt.

Mit den Stürmen in der moralischen Welt hat es genau dieselbe Bewandtniß, nur daß Vernunft und Leidenschaften noch elastischer sind als elektrische Materie. Die leidenschaftlichen Ausbrüche des Krieges haben ihren Nutzen wie die physischen Ungewitter; sie reinigen und kühlen die politische Luft und erquicken das Erdreich. Wenn die Selbstentzündungen der Vernunft in einem ganzen Volke nichts als den erstickenden Dampf zurücklassen, so wäre es allerdings erfreulicher, den Witz zu rechter Zeit als ein unschuldiges Freudenfeuer auflodern oder in schönen Schwärmern steigen zu sehen; doch wer weiß, was auch in solchen Fällen noch Gutes in dem Caput mortuum übrigbleibt? Auch hier ist es daher verzeihlich, Begebenheiten, an denen man nichts ändern kann, als Schauspiele zu betrachten. Beleidigte etwa diese anscheinende Gleichgültigkeit eine weichgeschaffene Seele? Im Ernst, sie sollte es nicht; denn ob Heraklit über Alles weint oder der abderitische Weise über Alles lacht, ist im Grunde gleichgültig, weil es nur auf eine gewisse maschinenmäßig angewöhnte Ideenverbindung ankommt. Warum rührt uns die Schilderung

eines Unglücks, das irgendein Dichter seinen Helden erleben ließ, und warum weinen wir nicht, wenn wir lesen, so Viele blieben dort in der Schlacht, so Viele flogen mit ihrem Schiffe in die Luft, so Viele hauchten ihr elendes Leben aus in Feldhospitälern, Alles um den Geier Ehrgeiz zu füttern. Allerdings wird es uns leichter, uns mit Einem als mit Vielen zu identificiren. Gewöhnten wir uns aber, die Ideen des menschlichen Elends immer gegenwärtig zu haben, so würden uns nicht nur diese Begebenheiten Thränen entlocken, sondern wir würden beinahe Allem, was wir sehen und hören, eine traurige Seite abgewinnen und einen jammervollen Roman aus den alltäglichen Ereignissen des Lebens machen.

Kunst und Künstler.

Kunst und Künstler.

Gegenstände der Volksreligion waren es von jeher, die das Genie des Künstlers entflammten.

Ohne den schwärmerischen Zug, der der Einbildungskraft seine Flügel leiht, wo hätte Homer die ganze Maschinerie seines göttlichen Gedichts hergenommen? Ist es nicht der Gedanke an die leitenden Götter, der den Grund des ganzen Werks durchwebt und ohne den der bearbeitete Stoff wenig oder nichts wäre?

Was anders als Schwärmerei ist schuld an der Vervollkommnung der Tonkunst? Ihr erster Ursprung war höchste Spannung der Phantasie, welche große Ereignisse voll Dank und Bewunde-

rung an unbekannte Ursachen knüpfte und ihr berauschendes Gefühl mittheilen wollte in dithyrambischer Ergießung. Ihre Ausbildung bei uns ist durchaus die Angelegenheit der Priester gewesen, die Alles aufboten, was diese Kunst Hinreißendes, Schmelzendes, Herzerhebendes, Donnerndes, Erschütterndes und Tieftrauerndes, Frohlockendes, Lachendes und Einschmeichelndes hat, um ihre Feste damit zu schmücken, um das Volk zu bezaubern und die Sinne gefangenzunehmen, zu ihrem Zwecke: um unter Nebendingen die Hauptsache dem Nachdenken und dem Blicke des Forschers zu entziehen.

Der Geist, durchdrungen von seinen schwärmerischen Gefühlen, schwebte in Harmonien, nur ihm auf dem Fittig seiner so begeisterten Einbildungskraft erreichbar.

Ueberall — in welcher Kunst es sei — hat der Künstler von einer schwärmerischen Idee hingerissen werden, gleichsam verrückt werden müssen, um etwas Andern Unerreichbares an Größe und Schönheit darzustellen, um alle Verhältnisse seiner Kunst zu erschöpfen und bis auf den Gipfel der Vervollkommnung zu steigen, wohin menschliche Kräfte in höchster Anspannung reichen.

Man zeige mir den wirklichen Gegenstand, der den Menschen so begeistern kann, wie der eingebildete, den seine Phantasie ihm schuf.

Das Wesentliche der Empfindung reicht über die Grenze der messenden und vergleichenden Vernunft hinaus. Die verschiedene Brechbarkeit der Lichtstrahlen erklärt uns ebenso wenig, wie die Vorstellung ihrer verschiedenen Farben in uns entsteht, als die logische Definition des Schönen jenes untheilbare, ihm immanente Wirken in einem für dasselbe geschaffenen Sinn. Mit dem Schönen verbrüdert sind die Begriffe des Ganzen, Harmonischen, Vollkommenen. Diese Verhältnisse beschäftigen den Verstand; er findet die Schönheit in ihrer Mitte; aber lange zuvor fand sie das Herz und schmolz in namenlosem Entzücken.

Um die Schönheit zu empfinden, müssen wir sie anschauen in der Natur oder im Werke des Künstlers; wenn wir hingegen von ihr reden, bezeichneu wir nur die Verhältnisse der begleitenden Erscheinungen. Demzufolge ist die Empfindung des Schönen die reinste, wenn ihr Gegenstand ein Ganzes bildet, das durch seine innern und äußern Beziehungen unserer Vernunft vor allen andern

richtig ist. Also nicht die ganze, unermeßliche heilige Natur; denn wir erkennen sie nur in abgerissenen Theilen; nicht die leblosen Felsmassen des Erdballs; denn auch ihnen fehlt die wesentliche, bestimmbare Einheit; nicht die gefälligern Gestalten des Pflanzenreichs; denn ihre Form hat noch kein strenges Gesetz, und sie sind gefesselt an der Erde mütterlichen Schoos; selbst thierisches Leben nicht, des Daseins unbewußt, an innern Beziehungen arm, sondern der Mensch, der sich von allem Coexistirenden unterscheidet und gleichwol außer sich nur Correlate seiner innern Harmonie erblickt, — der Mensch ist der höchste Gegenstand der schönheitsbildenden Kunst.

Schön ist der Lenz des Lebens, wenn die Empfindung uns beglückt, und die freie Phantasie in rosigen Träumen schwärmt. Uns selbst vergessend, im Anschauen des gefühlerweckenden Gegenstandes, fassen wir seine ganze Fülle und werden Eins mit ihm. Nicht blos die Liebe spricht: gebt Alles hin, um Alles zu gewinnen! Bei jeder Art des Genusses ist diese unbefangene Hingebung der Kampfpreis des vollkommenen Besitzes. Aber auch nur, was so innig empfangen, uns selbst so innig angeeignet ward, kann wieder ebenso vollkommen von uns ausströmen und als neue Schöpfung hervor-

gehen. Diesen Ursprung erkennt man in den Werken, die echtes Genie gebar; sie sind die Kinder eines edeln, großen, umfassenden Sinnes und einer Einbildungskraft von unaufhaltsamer Energie. Das reifere Alter ist selten jener Hingebung fähig; die Erkenntniß des Mannichfaltigen, indem sie das Selbstbewußtsein schärfte, hat ihm seine Unbefangenheit geraubt. Vergleich und Wahl gehen vor allen seinen Handlungen her; Selbsterhaltung ist ihr Zweck und Selbstverherrlichung. Der Genuß des eigenen Daseins schließt jedes Wirken aus, wobei die Individualität verleugnet werden muß; die Vernunft usurpirt die Rechte des Gefühls, und ihre Gesetze beschränken die Thaten des Herzens.

Die Kunst ward die Pflegerin der Wissenschaft. Das schöne Ebenmaß ihrer Bilder erzeugte jene abgezogenen Begriffe, mit denen der Mensch das Sinnenall umfaßte und bald auch die unabsehbaren Gefilde der intellectuellen Sittenwelt durchdrang. Wo der Künstler innig gefühlt, kühn geahnet und glücklich dargestellt hatte, dort bestimmte nun der Denker die Regeln des Vollkommenen, der Symmetrie und Uebereinstimmung, dort abstrahirte er die ganze Kritik der Kunst. Jetzt also demonstrirte und begriff man die Tugend, das liebenswürdige Sittlichschöne, welches man bis da-

hin in dem Rhythmus des Sängers, in des Bildhauers oder des Malers Zauberwerken empfand. Allein indem der menschliche Geist sich seiner freiesten Thätigkeit, und insbesondere die Vernunft sich ihrer höchsten Entwickelung nahte, ging unvermerkt die ästhetische Empfänglichkeit verloren. Der geistreichste Schriftsteller unsers Jahrhunderts hat irgendwo so fein als richtig bemerkt, daß auf ein geniereiches Zeitalter nur ein scharfsinniges folgen kann, und modernes Verdienst nur in der Zergliederung des Verdienstes der Alten besteht.

Viele streben hinan den steilen Pfad zum Künstlerruhme. Ihnen winkt das Ziel der überwundenen Schwierigkeit. Nur durch das Thor der Wissenschaft dürfen sie herannahen zum Tempel der Kunst. Nach tausend erlernten Regeln wählen sie ihren Gegenstand, ordnen Stellungen und Figuren, charakterisiren die Affecte, und oft gelingt es ihnen, durch treue Nachahmung der Natur eine Täuschung zu bewirken, die dem grundgelehrten Kenner einen kalten Lobspruch abgewinnt. Aber die Palme der Simplicität errangen die Griechen, denen das beneidenswerthe Loos gefallen ist, im Chaos der unverdorbenen Natur den Keim der Sittlichkeit zu entwickeln, den Denker zur Abstraction zu geleiten und die Ahnungen des Wilden,

womit er sich die Naturnothwendigkeit unter dem rohen Bilde allgewaltiger, menschenähnlicher Wesen träumte, in die reizende, wohlthätige Hülle der idealischen Schönheit zu kleiden.

Was wäre die Kunst, was hätte sie, hinweggesehen vom Sinnlichen, Erweckendes und Anziehendes für unsern denkenden Geist, wenn es nicht diese, dem Naturstoff, den sie bearbeitet, eingeprägte Spur der lebendig wirkenden, umformenden Menschheit wäre? Das Siegel des Herrschers in der Natur ist es eben, was wir an jedem Kunstwerk wie das Brustbild eines Fürsten auf seiner Münze erblicken wollen; und wo wir es vermissen, da ekelt die allzu sklavisch nachgeahmte Natur uns an. Daher hat jede Kunst ihre Regeln, ihre Methodik; eine wahrhafte Geistesschöpfung von abgezogenen Begriffen liegt ihr zum Grunde, nach welcher der Künstler im Materiellen wirken und der Richter ihn beurtheilen muß. Der metaphysische Reichthum, den sich der Künstler aus unbefangenen Anschauungen der Natur erwarb, den er in das System seiner Empfindungen und Gedanken verwebte — den strömt er wieder über alle seine Werke aus. So entstanden der Apoll vom Belvedere, die mediceische Venus, die Schule von Athen, die Aeneïde, der Maho-

med; so bildeten sich Demosthenes und Cicero, so Molé und Garrick. Die Ideale des Meisels und der Malerei, der Dichtkunst und Schauspielerkunst finden wir sämmtlich auf dem Punkte, wo das einzeln zerstreute Vortreffliche der Natur zu einem Ganzen vereinigt, eine nach den Denkformen unserer Vernunft mögliche, auch von unserm Sinne zu fassende und sogar noch sinnlich mittheilbare, aber in der lebendigen Natur nirgends vorhandene Vollkommenheit darstellt. Göttlich groß ist das Künstlergenie, das den Eindrücken der Natur stets offen, tief und innig unterscheidend empfindet und nach seiner innern Harmonie das Treffendste vom Bezeichnenden, das Edelste vom Edeln, das Schönste vom Schönen wählt, um die Kinder seiner Phantasie aus diesen erlesenen Bestandtheilen in Zauberformen zu gießen, welche wahr in jedem einzelnen Punkt ihres Wesens, und nur insofern der Mensch sie vereinigte, liebliche Träume sind. Nur das Gleichartige kann sich fassen. Diesen Geist zu erkennen, der über die Materie hinwegschwebt, ihr gebietet, sie zusammensetzt und schöner formt, bedarf es eines ähnlichen promotheischen Funkens. Allein wie viele Stufen gibt es nicht zwischen der Unwissenheit, die an einer Bildsäule nur die Glätte des Marmors begafft, und dem Genie, das mit unnennbarem Entzücken die Phantasie Polyklet's darin ahnet? Zwischen jenem

Landmanne, der sich scheute, die Herren auf der Bühne zu behorchen und dem Hochbegabten, der in der Seele des Schauspielers von einem Augenblicke zum andern den Ausdruck des Empfundenen von der Urtheilskraft regieren sieht? Wenn auch die allgemeine Bewunderung einem echten Meisterwerke huldigt, so ist es darum noch nicht ausgemacht, daß gerade das Eigenthümliche, was nur des Künstlers Geistesgröße ihm geben konnte, den Sinn der Menge hinreißt. Wir ehren im unerreichbaren Shakspeare den kühnsten Dichterflug und den treffendsten Wahrheitssinn, was dem Parterre und den Galerien in London an seinen Schauspielern die höchste Befriedigung gewährt, dürfte leicht etwas Anderes sein.

Wahrlich! wäre fremde Anerkennung des eigenthümlichen Verdienstes der einzige Lohn, um welchen der große Künstler arbeiten möchte, ich zweifle, ob wir dann je ein Meisterwerk gesehen hätten. Ihm muß vielmehr, nach dem Beispiele der Gottheit, der Selbstgenuß ermuntern und befriedigen, den er sich in seinen eigenen Werken bereitet. Es muß ihm genügen, daß in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchstaben seine große Seele zur Schau liegt. Hier fasse, wer sie fassen kann. Ist das Jahrhundert ihm zu klein, gibt es keinen

unter den Zeitgenossen, der im Kunstwerke den Künstler, im Künstler den Menschen, im Menschen den schöpferischen Demiurg erblickte, der Eins im Andern bewunderte und liebte, und Alles, den Gott und den Menschen, den Künstler und sein Bild, in den Tiefen seines eigenen verwandten Wesens hochahnend wiederfände; — so führt doch der Strom der Zeiten endlich das überbleibende Werk und die gleichgestimmte Seele zusammen, die dieser große Einklang füllt und in die lichte Sphäre der Vollkommenheit entzückt.

Auf diesen Vortheil aber, möge er viel oder wenig gelten, muß derjenige Künstler Verzicht thun, der weder im Materiellen arbeitet, noch durch conventionelle Zeichen sein Geisteswerk der Nachwelt überliefern kann, weil er selbst sein eigenes Kunstwerk ist, weil in seiner persönlichen Gegenwart die Aeußerung alles Dessen beschlossen liegt, was er mit eigenthümlicher Sinneskraft Individuelles aus der Natur um sich her auffassen und mit dem lebendig machenden Siegel seines Geistes stempeln konnte, weil endlich mit ihm selbst seine Kunst und jede bestimmte Zeichnung ihres Werthes stirbt. Der Natur den Menschen nachzubilden, nicht blos seine körperlichen Verhältnisse, sondern auch die zartern Spuren des in seiner Organisation herrschenden Geistes so hinzustellen, daß sie in unserer Phantasie Eingang finden, dieses schöne

Ziel der Kunst erreicht sowol der Dichter als der Bildner, ein jeder auf seinem besondern Wege. Doch den Bildern eigenes Leben einzuhauchen, ihnen gleichsam eine Seele zu leihen, die mit der ganzen Kraft ihrer Verwandtschaft in uns wirkt: dies vermag nur der Schauspieler, indem er seine eigenen Züge, seinen Gang und seine Stimme, seinen ganzen Körper mit seiner Lebenskraft in das Wesen, das er uns mittheilen will, hineinträgt, indem er sich mit diesem Ideal, das er zuvor aus der Natur sich abzog, identificirt und vor unsern Augen mit dem Charakter auch die Handlungsweise, die ganze Aeußerungsart, ja sogar die Gestalt eines Andern annimmt. Wenn nun die Schöpfungen anderer Künstler nach Jahrtausenden noch bestehen und eben das wirkten, so ist hingegen die Empfänglichkeit, die Sonderungsgabe, die bildende Energie des großen Schauspielers, die nicht langsam und allmälig an ihrem Werke fortarbeitet, bessert, ändert, vervollkommnet, sondern im Augenbiick des Empfangens schon vollendete Geburten in ihm selbst offenbart, auf die bestimmteste Weise nur für das Gegenwärtige berechnet. So glänzend ist der Anblick dieses Reichthums in eines Menschen Seele, so hinreißend das Talent, ihn auszuspenden, daß seine Vergänglichkeit kaum befremdet. Man erinnert sich an jene prachtvollen Blumen, deren Fülle und

Zartheit Alles übertrifft, die in einer Stunde der Nacht am Stengel der Fackeldistel prangen und noch vor Sonnenaufgang verwelken. Dem so zart hingehauchten Leben konnte die Natur keine Dauer verleihen, und — sie warf es in unfruchtbare Wildnisse hin, sich selbst genügend, unbemerkt zu verblühen, bis etwa ein Mensch, wie ich das Wort verstehe, das seltenste Wesen in der Schöpfung, es findet und der flüchtigen Erscheinung genießt.

Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Fluge über das Vollbringen hinweg, das nur eine Idee eines verwandten Geistes war. Je riesenmäßiger die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewußtsein des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus. Wer ist der hohe Fremdling in dieser Hülle, daß er in so mannichfaltigen Formen sich offenbaren, diese redenden Denkmäler von seiner Art, die äußern Gegenstände zu ergreifen und sich anzueignen, hinterlassen kann? Wir fühlen Jahrhunderte später dem Künstler nach und ahnen die Bilder seiner Phantasie, indem wir diesen Bau durchwandern.

Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes; nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Aesten gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwol in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Uebereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte des Schönen. Hier indessen an den gothischen Säulen, die, einzeln genommen, wie Rohrhalme schwanken würden und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier schwelgt der Sinn im Uebermuth des künstlerischen Beginnens. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an Alles anzuschließen, was da ist, an Alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer andern Welt, wie Feen-

paläste da, um Zeugniß zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolirten Gedanken bis auf das Aeußerste verfolgen und das Erhabene selbst auf einem excentrischen Wege zu erreichen weiß.

Der Genuß eines jeden, durch die Empfindung eines Andern gegangenen und von ihm wieder mitgetheilten Eindrucks setzt eine frühere, wenngleich unvollkommene Bekanntschaft mit dem bezeichneten Gegenstande in uns voraus. Ein Bild, wäre es auch nur Umriß, müssen wir haben, worin unsere Einbildungskraft die besondern Züge aus der neuen Darstellung übertragen und ausmalen könne. Die bestimmte Empfänglichkeit des Kunstrichters, und die Seltenheit dieses Grades ist ohne Zweifel der Grund, weshalb die höchste Stufe der Kunst in allen ihren Zweigen so leicht verkannt werden oder auch beinahe gänzlich unbekannt bleiben kann. Was der große Haufe an einem Gemälde, an einem Gedichte oder an dem Spiel auf der Bühne bewundert, das ist es wahrlich nicht, worauf die Künstler stolz sein dürfen; denn diesem Haufen genügt die Täuschung, die ihm Erdichtetes für Wahres unterschiebt, und wer weiß nicht, wie leicht sich Kinder als Erwachsene, gewöhnliche Menschen als gebildete, täuschen lassen?

Darum kann auch nicht die Illusion, als solche, sondern es muß die ganze Vollkommenheit der Kunst der letzte Endzweck des Künstlers sein, wie sie allein der Gegenstand der höchsten Bewunderung des Kenners ist, der sich nicht mehr täuschen läßt, außer, wenn er mit dem feinen Epikurismus der Cultur eben gestimmt wäre, im Beschauen eines Kunstwerks nur den Sinn des Schönen zu befriedigen, und wenn er auf das erhöhte, reflectirte Selbstgefühl, welches aus der Erwägung der im Menschen wohnenden Schöpferkraft entspringt, absichtlich Verzicht thäte.

Das Vergnügen, welches man bei dem Anblicke eines Kunstwerkes empfindet, wird dadurch geschärft, daß man die aus der Geschichte und Mythologie entlehnten Subjecte schon kennt, und die Ausführung des Künstlers, seine Wahl des rechten, gefühlergreifenden Augenblicks, sein Studium der Natur in Zeichnung, Charakteristik, Stellung, Farbe, Beleuchtung und Kleidung der dargestellten Personen dagegenhalten kann. Allein von Allem, was während dieses Anschauens und Vergleichens in uns vorgeht, läßt sich dem Abwesenden mit Worten wenig mittheilen, was seiner Einbildungskraft behülflich sein könnte, sich ein ähnliches Phantom des Kunstgebildes zu entwerfen. Die reiche Phantasie hat hier den Vortheil vor der ärmern, daß sie schon viele Bilder in sich

faßt, auf die man sich beziehen, mit denen man das Gesehene vergleichen und solchergestalt in Stand setzen kann, sich eine lebhafte, bildliche Vorstellung des nie erblickten Gegenstandes zu vergegenwärtigen. Denn was mein Auge unmittelbar vom Gegenstande empfing, das gibt keine Beschreibung dem Andern wieder, der nichts hat, womit er mein Object vergleichen kann.

Der Botaniker beschreibe dir die Rose in den gemessensten Ausdrücken seiner Wissenschaft; er benenne alle ihre kleinsten Theile, bestimme deren verhältnißmäßige Größe, Gestalt, Zusammenfügung, Substanz, Oberfläche, Farbenmischung; kurz er liefere dir eine so pünktlich genaue Beschreibung, daß sie, mit dem Gegenstande selbst zusammengehalten, nichts zu wünschen übrigläßt; so wird es dir, wenn du noch keine Rose sahest, doch unmöglich sein, ein Bild daraus zu schöpfen, das dem Urbild entspräche; auch wirst du keinen Künstler finden, der es wagte, nach einer Beschreibung die nie gesehene Blume zu zeichnen. Ein Blick hingegen, eine einzige Berührung durch die Sinnesorgane, und das Bild ist auf immer seiner Phantasie unauslöschlich eingeprägt. Was ich hier sage, gilt in einem noch höhern Grade von Dingen, die man vergebens in Worte zu kleiden versucht. Das Leben ist ein Proteus, der sich tausendfältig verschieden in der Materie offenbart. Wer be-

schreibt das unnennbare Etwas, wodurch in demselben Auge, bald stärker, bald gedämpfter, das innewohnende geistige Wesen hervorstrahlt? Gleichwol fassen wir mit den Sinnen diese zarten Schattirungen, und der Künstler selbst vermag ihr Gleichniß in seinen Werken darzustellen, sobald er sie scharf ergriffen, in seine Phantasie getragen hat.

Vergleichen, Aehnlichkeiten und Unterschiede bemerken ist das Geschäft des Verstandes; schaffen kann nur die Einbildungskraft, und in den Objectiven sich selbst genießen nur jene reine, innere Empfänglichkeit des Herzens, die ich in der höhern eigentlichen Bedeutung des Wortes den Sinn nenne. Wir geben uns das Maß unserer Kraft nicht selbst, mehren und mindern es nicht, bestimmen nicht einmal die Art ihrer Aeußerung. Die Spontaneität unsers Wesens, vermittels deren wir empfinden, ist die gemeinste, sie ist sogar eine thierische Eigenschaft und beide, die Phantasie sowol als der Verstand, setzen den Sinn voraus, ohne welchen sie leer und unwirksam blieben.

Bei einer noch so umständlichen Beschreibung bedarf man einer höchst gespannten Aufmerksamkeit, um allmälig, wie man weiter hört oder liest,

die Phantasie in Thätigkeit zu versetzen und ein Scheinbild formen zu lassen, welches für den Sinn einiges Interesse hat. Ungern läßt sich die Phantasie zu diesem Frohndienste herab; denn sie ist gewohnt, von innen heraus, nicht fremdem Machwerk nachzubilden. Aesthetisches Gefühl ist die freie Triebfeder ihres Wirkens, und gerade dieses wird gegeben, wenn man statt einer kalten Beschreibung eines Kunstwerks die Schwingungen mitzutheilen und fortzupflanzen versucht, die sein Anblick im innern Sinn erregte. Durch diese Fortpflanzung der Empfindungen ahnen wir dann, — nicht wie das Kunstwerk wirklich gestaltet war, — aber gleichwol wie reich oder arm es sein mußte, um diese oder jene Kräfte zu äußern; und im Augenblicke des Affects dichten wir vielleicht eine Gestalt, der wir jene Wirkungen zutrauen, und in der wir nun die Schatten jener unmittelbaren Eindrücke nachempfinden.

Je nachdem unser Geistesreichthum uns mit freigebiger oder mit karger Hand von der Natur gespendet ward, müssen auch seine Ausströmungen an Mannichfaltigkeit, Harmonie, Schönheit, Größe und Adel verschieden sein, und so oft es sich treffen mag, daß sie hinter Dem, was große Künstler wirklich leisteten, weit zurückbleiben, sind doch auch

die Fälle möglich, wo sie Meisterwerke überfliegen. Nicht immer sind die genievollsten, phantasiereichsten Menschen im Darstellen geübt, und wer erinnert sich hier nicht an Lessing's feine Bemerkung in seiner „Emilia Galotti", daß auf dem langen Wege vom Sitze der Phantasie bis zum Pinsel oft soviel verloren geht? Wenn je ein Schluß a priori bindend ist, so bleibt es dieser: wo wir Seelenkräfte von seltener intensiver Stärke in einer göttlichen Harmonie vereint erblicken, da dürfen wir auf göttliche Ausgeburten sicher rechnen, sie mögen sich nun in materiellen Hüllen verkörpern, oder rein geistig, wie ihr Urquell, von Auge zu Auge, von Seele zu Seele hinüberblitzen.

Der Künstler, der nur für Bewunderung arbeitete, ist kaum noch Bewunderung werth. War hingegen seine Seele so reich, sein Trieb zum Bilden so kräftig, daß jener Beweggrund gänzlich wegfiel, oder wenigstens ihn nie in seiner Unbefangenheit störte, daß er nur im Gefühl seiner überschwänglichen Schöpferkraft malte, so ist mir nicht bange, daß seine Werke nicht Abdrücke seiner Selbst, mit allen Kennzeichen des Genius begabt sein sollten. Auch hier gibt es indeß noch Stufen und Schattirungen. Die erste Organisation des Künstlers, seine Erziehung und Ausbil-

dung von der Wiege an, sein Zeitalter, sein Wirkungskreis und sein Wohnort, Alles arbeitet mit vereinten Kräften, eine eigenthümliche Stimmung in ihm hervorzubringen, auf eine bestimmte und beschränkte Art Ideenverbindungen in seine Seele zu legen und in seiner Phantasie herrschend zu machen, die in der Folge auf den Zuschauer eine ganz andere als die gewünschte Wirkung thun. Der Kanon des Schönen, den keine Vorschrift mittheilt, könnte vielleicht einem kühnen Geiste voll Künstlerfeuer fremd geblieben sein. Die rohere, gemeine Natur um ihn her könnte ihn gehindert haben, seinen Blick bis zum Ideal zu erheben. Aberglaube, Fanatismus, Geschmack des Jahrhunderts könnten ihn in der Wahl seiner Gegenstände misleitet haben, sogar ihn haben scheitern lassen an der gefährlichsten Klippe für die Kunst, an dem Wunsche nämlich, mit dem Angenehmen das Nützliche als letzten Zweck zu verbinden, dieser fälschlich sogenannten Sittlichkeit der Kunst, welche die Wahrheit der Natur verleugnet, und indem sie belehren will, hintergeht. Der herrlichste Bilderreichthum kann, solchen Begriffen untergeordnet, in Erstaunen setzen und Bewunderung vom Zuschauer erzwingen, wenn eine hohe Darstellungsgabe damit verbunden ist; aber den Künstler, der so sich äußert, wird man in seinem Werke so wenig lieben können als jene morgenländischen Na-

tionalgötter, deren Offenbarung nur Grausen und Entsetzen in den Gemüthern erregte.

Unter allen Fehlern, in die der Künstler verfallen kann, ist keiner so groß, so durch kein Verdienst abzukaufen als der, wenn er die Grenzen seiner Kunst verkennt. Was der Dichter in Worten schildern, was er sogar mit den stärksten Ausdrücken bezeichnen kann, das darf der Maler auch nicht gleich in Umriß und Farbe fassen. Alle die Abstractionen, die dem Schriftsteller so sehr zustatten kommen, sind für die bildende Kunst gänzlich verloren. Mit einem Worte, mit einem conventionellen Zeichen ziehen wir in unsern Kreis hinab, was gänzlich außerhalb desselben lag; Allmacht, Ewigkeit, Unendlichkeit, ja das Unbegreifliche selbst wird uns durch diese Bezeichnung zum Begriff. Allein empört sich nicht unser ganzes Gefühl gegen eine willkürliche Versinnlichung solcher Worte?

Die treue, reine Darstellung des Lebendigen und Natürlichen würde diese gefällige Wirkung auf die Empfindung des Zuschauers nie verfehlen, wenn es nicht in der Natur selbst Gegenstände gebe, deren erster und mächtigster Eindruck unsern

Selbsterhaltungstrieb aufregt und Abneigung, Widerwillen, Abscheu oder Furcht und Schrecken zuwege bringt. Der Anblick alles Misgestalteten, Unzweckmäßigen, Schädlichen in der Natur, des Gewaltthätigen und Zerstörenden, des körperlichen Schmerzes, kranker oder auch leidenschaftlicher Entstellung: dies Alles erschüttert zuerst unser Nervensystem mit dem Gefühle der eigenen Verletzbarkeit, welches zur Erhaltung eines endlichen Daseins wirken muß. Ist es daher nicht sonderbar, daß so viele Künstler und unter diesen manche der berühmtesten, gerade diese Gegenstände zur Nachahmung wählten, um durch sie recht kräftig erschüttern zu können?

Den Menschen können wir idealisiren; darum bleibt er allerdings der höchste Gegenstand der bildenden Kunst. Wie nun aber das Ideal gestaltet sein müßte, das die gesammte Gattung vorstellen sollte, ist darum noch nicht ausgemacht. Wenn wir darin übereinstimmen, daß es über die individuelle Natur hinausgehen und was von Vollkommenheiten in einzelnen Personen durch das ganze Geschlecht zerstreut ist, zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, darstellen müsse, so wird uns bei der Ausführung immer eines Jeden individueller Schönheitssinn im Wege stehen, und je-

der Künstler, wie er selbst moralisch groß oder klein ist, wie er auffassen, theilnehmen und mittheilen kann, auch, wie er Gelegenheit hatte, das einzelne Vortreffliche zu sammeln und zu vergleichen, wird uns das Ideal seiner Phantasie mit andern Zügen schildern. Fürwahr also, eine höchst verwickelte Aufgabe, da, wo sich Alle zuletzt auf ein unwillkürliches Gefallen und Nichtgefallen berufen, einen Ausspruch wagen, eine Wahl treffen zu müssen, zumal da der Fall des Kenners, des Kunstliebhabers und überhaupt eines Jeden, der sich auf die Beurtheilung eines Kunstwerks einläßt, von dem Falle des Künstlers insofern nicht verschieden ist, daß Jeder von ihnen zu dieser Beurtheilung andere Fähigkeiten und Fertigkeiten mitbringt. Auf etwas Gemeinschaftliches, auf eine gewisse Uebereinstimmung des Gefühls gründet sich indessen doch das Bestreben eines jeden Künstlers, die tiefempfundene Schönheit darzustellen. Es ist unstreitig, daß die Empfindung des Wohlgefallens bei den meisten Menschen nach einer gewissen Analogie berechnet werden kann. Völker, deren Bildung, Erziehung, Sitten und Wohnsitze sich ähnlich sind, werden im Allgemeinen über Gegenstände der Sinne ein übereinstimmendes Urtheil fällen und in ihren Empfindungen von Gerüchen, Gestalten, Tönen und Geschmacksarten miteinander harmoniren. Die eigentliche Schwierigkeit entsteht

erst dann, wenn Schönes mit Schönem verglichen und Grade des mehr oder minder Gefälligen angegeben werden sollen. Alsdann zeigt es sich, daß wir zur Bildung des Geschmacks, als des echten Kunst- und Schönheitssinnes, ebenso wol Uebungen bedürfen und den Verstand unserer übrigen Gemüthskräfte hinzurufen müssen, wie es zur Vervollkommnung irgendeines andern Gebrauchs dieser Kräfte nöthig ist. Weil nun aber das Wesen des Ideals es mit sich bringt, daß es ein Abdruck der sittlichen Vollkommenheit in sinnlich anschaulichen Formen sei, so scheinen zur Hervorbringung eines solchen höchst vollendeten Werkes der menschlichen Kunst dreierlei Requisite in der Person des Künstlers zusammentreffen zu müssen: Erstlich eine reiche Ausstattung mit jenen überlegenen Seelenkräften, in deren Fülle und Harmonie schon individuelle Größe und subjective Vollkommenheit gegeben ist; zweitens Schauplatz und Gelegenheit zur zartesten Entwickelung und Ausbildung dieser innern Energie, höchste sittliche Cultur; drittens hohe Darstellungsgabe und innerer Trieb sowol als äußere Veranlassung, sie in Wirksamkeit zu versetzen.

Der Geschmack, womit das Ideal der Schönheit beurtheilt werden muß, wenn anders seine

Ansprüche unparteiisch sein sollen, setzt in Demjenigen, der ihn besitzt, das Vermögen voraus, zwischen dem Wohlgefallen am Schönen und einem jeden andern Interesse, welches der Verstand oder auch die Begierde an einem schönen Gegenstande nehmen können, zart und rein zu unterscheiden. Die Empfindung, die das Schöne in uns hervorbringt, ist vom Reize unabhängig und zugleich durch keine Operation der Vernunft erklärbar. Vielleicht ist dies der Grund, weshalb der höchste Schwung, den die bildende Kunst zur Erreichung des Ideals sich je gegeben hat, in den mythologischen Statuen der Alten zu suchen ist; theils weil ihr Gegenstand hinausragte über den gewöhnlichen Stand aller menschlichen, wirklich existirenden Vollkommenheit, theils weil die Bildhauerei — das abgerechnet, daß sie das Materielle dem Gefühl und dem Auge zugleich preisgibt — jene vollkommene Ruhe nothwendig gemacht, welche die Betrachtung des Schönen begünstigt, indem sie uns durch keinen pathognomischen Eindruck unterbricht. Es war eine glückliche Uebereinstimmung der Kunstideen mit dem Religionssystem jener Völker, daß man diese Muster der übermenschlichen Schönheit und Vollkommenheit zu Gegenständen der Anbetung erhob und ihnen dadurch neben ihrem ästhetischen Werthe, der nur von Wenigen rein empfunden werden konnte, zugleich für das Volk ein näher=

liegendes Interesse gab. Dies, verbunden mit so vielen andern Begünstigungen, womit Verfassung, Klima, Lebensart und vor allem angestammter Reichthum der Organisation, dem Griechen zustatten kamen, wirkte kräftig und ohne ein zweites wetteiferndes Beispiel in der Geschichte, zur Ausbildung des Geschmacks und zur Erzeugung jenes allgemeinen zarten Kunst- und Schönheitssinnes, für welchen namentlich der atheniensische Demos so berühmt geworden ist.

Von Griechenlands Idealen ist genau noch so viel übrig geblieben, daß es ihnen zu einem Fingerzeige dienen kann, wo hinaus vor diesem der Weg der Kunst liegen mochte. Mit dem Sinne für das hohe Schönheitsideal ist aber auch die Möglichkeit, es wieder zu erreichen, verschwunden. Die Mannichfaltigkeit des Individuellen ersetzt uns indeß diesen kaum mehr empfundenen Verlust. Einzelne aus der Natur gegriffene Charaktere mit Beibehaltung ihrer Individualität zu idealisiren oder mit einem Abglanze des Schönen auszuschmücken, welcher hinreicht, die Empfindung des Wohlgefallens zu erregen, dies ist das Ziel der neuern Kunst. Also arbeitet sie auch nicht mehr für den reinen ästhetischen Sinn, vielmehr um ihrer Wirkung gewisser zu sein, intriguirt sie durch

Handlung den Verstand und besticht unser Begehrungsvermögen durch den Reiz der Grazien. Wir sind es schon so gewohnt, dem Künstler in dieser Richtung zu folgen, daß oft die bloße Nachahmung des Natürlichen, ohne den mindesten Versuch zum Idealisiren, unsere Foderungen befriedigt, oft die Erdichtung der Beziehungen, in denen man uns eine Handlung darstellt, völlig hinreicht, uns über die gänzliche Abwesenheit alles Schönen zu beruhigen. Eine unausbleibliche Folge dieser Verrückung des eigentlichen Kunstziels ist die Abzweigung der Kunst in so manche ganz verschiedene Darstellungsarten, womit es endlich dahin gekommen ist, daß insbesondere der jetzigen Malerei kein Gegenstand in der Natur, der nur mit Farben sich bezeichnen läßt, außerhalb ihrer Grenzen zu liegen scheint. Wenn aber hier und dort unter den Künstlern eine große Seele hervorgeht, so wird sie nach ihrem angeborenen, innern Adel das Schöne dennoch ahnen, ihm nachstreben und sich zuweilen, ungeachtet aller Hindernisse, dem vorgesteckten Ziele nähern. Die physische Natur und die Stufen der sittlichen Ausbildung verschiedener Völker müssen diesen Flug des Genius entweder begünstigen oder hemmen.

Freiheit.

Solange es wahr bleiben wird, daß die größte Anzahl Menschen mehr sinnlich oder thöricht als vernünftig leben und handeln, so lange wird Despotismus bleiben.

Der politische Despotismus ist freilich ebenso arg wie der religiöse, aber nur insofern er mit diesem einerlei unbefugte Gewalt ausübt. Mir scheint es jedoch, daß die innere Sanction oder Autorität, hinter welche er sich verschanzt, dieser Heiligenschein, womit er blenden will und wirklich blendet, ihn in den Augen des Menschenfreundes noch gehässiger als den weltlichen Tyrannen machen muß. „Unglaube sei gefährlicher als Aberglaube." Ich denke immer, Eins ist so schlimm wie das Andere. Aberglaube ist unmöglich der

Weg zur Wahrheit und führt auch nicht näher dazu als Unglaube. Ich kann mir nichts Schrecklicheres denken als die Autorität eines Menschen, der in einer nähern Relation mit unsichtbaren Kräften stehen will (und gleichwol nicht steht) und kraft dieses Verhältnisses über die Vernunft und das Gewissen der Menschen unumschränkt regieren will.

Die Freiheit setzt etwas voraus, was sich noch nirgends fand, ein ganzes Volk oder wenigstens eine große Majorität von tugendhaften Menschen. Doch vermochte Trieb und sinnlicher Reiz immer unendlich mehr über die Menschen, im Ganzen genommen, als Raisonnement und einleuchtendste Wahrheit; noch immer führte die Welt Sittensprüche im Munde und handelte nach leidenschaftlichen Eindrücken; wenn es am besten ging, täuschten sich die guten Leute selbst und waren bei ihrer Menschenliebe so selbstsüchtig, bei ihrem Patriotismus so tyrannisch, bei ihren Adlersblicken so blind, wenn es auf ihre Schwachheiten und Lieblingsneigungen ankam, daß ich die Weisheit der Mönchsregel bewundere: „Sine res vadere, sicunt vadunt"; d. h.: „Laß geschehen, was du nicht ändern kannst." Zur Vervollkommnung des Ganzen, wenn es je eine gibt, scheint mir in der That kein anderes Mittel übrig als das, mit Eifer, unabläßig,

an sich selbst zu arbeiten. Dies sei das Geschäft aller Menschenfreunde, welches sie selbst treiben, und der ganzen, ganzen Welt, so laut sie nur immer reden können, empfehlen müssen. Ist die Welt erst tugendhaft, dann wird sie von selbst frei.

Alles an uns Menschen ist erzwungen, ist nothwendige Folge der Einrichtung, die nicht von uns abhing, der Freie ist also nicht Derjenige, der von allem Zwang befreit ist, denn das ist kein Geschöpf, sondern der dem wenigsten Zwang, dem natürlichsten (wenn ich so sagen darf) allein gehorcht.

Ich hasse Alles, was der Freiheit in den Weg tritt, was einer Knospe, einem Keim verbietet, sich zu entwickeln, Blüten und Früchte zu tragen.

Wo der Geist ist, da ist Freiheit; je mehr wir des Lebens in uns haben, desto freier sind wir.

Wo wir meinen recht frei zu sein, packt es uns mit einer eisernen Nothwendigkeit von zusammentretenden, ganz von unserer Willkür unabhängigen Umständen, gibt unserm Leben eine Rich-

tung, wozu wir nichts können, und macht uns genau so unabhängig wie den Schachkönig. Wohl Dem alsdann, der zufrieden sein kann mit der Freiheit, daß sich ihm Niemand bis auf einen Schritt nähern dürfe, ohne seine Erlaubniß.

La liberté a toujours été et sera toujours à mes yeux, le plus grand, le plus précieux de tous les biens; sans elle à mon avis point de véritable bonheur, point de félicité publique.

Meine Meinungen sind mein Eigenthum; meine Handlungen können durch das Landesgesetz beschränkt werden.

Es wäre Thorheit, den Menschen Freiheit zu geben oder nur zu wünschen, wenn sie Wilde dabei bleiben und ihre Anlagen zu moralischer Vollkommenheit nicht dadurch leichter ausgebildet werden sollten. Dies allein ist der Zweck, weswegen die politische Freiheit so wünschenswerth ist: denn ich glaube, es ist unwiderlegbar, daß nur in freien Staaten die Tugend allgemein werden kann. Allein was unser Individuum anbetrifft, uns haben die Verhältnisse, unter welchen wir in der Welt

erschienen und fortlebten, zu einer Gattung von privilegirten Wesen gemacht, die nach jenem Zweck strebten, ohne die Hülfe einer freien Verfassung oder vielmehr durch die Hülfe einer nicht freien. Wir sind auch in Ketten und Kerkern frei, folglich haben wir weniger als uns unähnliche Menschen die Abwesenheit der politischen Freiheit zu beklagen.

Aller Zwang bildet Maschinen, und jedes Symbol ist der freien Moralität des Menschen nachtheilig.

Freie Menschen nur können ihrer Bestimmung gemäß handeln. Laßt uns hinwegeilen über das Allzubekannte, Allzuwahre, was, so oft man es erwähnt, die Lebenskraft, selbst des Sklaven, mit seiner Wahrheit durchdringt: Frei sein, heißt Mensch sein; der Freie nur bilde sich hinauf zum Vollkommenen; er sammle und erkenne die Verhältnisse der Wesen zu ihm und untereinander, fühle ihre Harmonie, ehre die heilige Kraft der Menschennatur, die das Weltall in ihn trägt, und genieße die Wonne, sich selbst und seinen Himmel im Busen mit Andern zu theilen!

Es sei der Fürst der weiseste, beste Mann im Staate; Weisheit und Güte beweisen noch nicht das Herrscherrecht. Kann ich die gesetzgebende Macht meiner Vernunft über mich selbst nur veräußern? Die Gesetze einer Vernunft befolgen, die nicht die meinige ist? Sie annehmen, sie anerkennen, sie verstehen, setzt bei mir gleichen Grad der Vernunft voraus; allein alsdann höbe die letzte Voraussetzung die erste auf. Ohne Anerkennung gibt es keine Superiorität; Anerkennung aber ist unmöglich bei ungleichem Fassungsvermögen; mithin ist die Herrschaft, selbst des Weisesten und Besten, kein Recht, sondern Gewalt. Die Einschränkung der Gewissensfreiheit ist nur der auffallendste Act dieser Gewalt; ein Act, wodurch der Despotismus seinen Untergebenen die Rückkehr zu ihrer eigenen Vernunft gar abzuschneiden, alle freiwilligen Regungen in ihnen zu ersticken sucht.

Daß bei vernünftigen Männern Hypothesen sich in Dogmen verwandeln, daß die aufgeklärten Briten den Sonntag wie puritanische Kopfhänger feiern, daß die katholische Kirche sich noch der Curie unterwirft, daß Sklaven sich mishandeln lassen von schwächern Tyrannen: diese und so viele Dinge mehr werden durch die Macht der Gewohnheit bewirkt.

Die Tyrannei der Meinungen war aber von jeher dem Menschengeschlechte um so viel gefährlicher, je künstlicher sie sich hinter der Larve der Vernunft selbst zu verbergen wußte. Ein Phantom, welches unter dem Namen allgemeine Vernunft die unbedingteste Huldigung verlangt, scheint noch jetzt die Freiheit jeder wirklich existirenden subjectiven Vernunft beeinträchtigen zu wollen.

Was bei Despotismus unwiederbringlich verloren geht, ist jenes rege Streben der Menschen nach einem größern Wirkungskreise, jene reine Glut der edlern Leidenschaften, Ehrgeiz und Ruhmbegierde, Sinn des Schönen, Bedürfniß des verfeinerten Genusses, und ämsiges Bemühen, sich die Mittel zu ihrer Befriedigung zu erwerben; dies Alles stirbt dahin, wo persönliche Unsicherheit, Ungewißheit des Eigenthums, und blieben auch diese verschont, die tausendfachen Hindernisse, die aus vervielfältigten Verordnungen entspringen, oder auch nur die Furcht, daß morgen der Tyrann einreißen könne, was heute sein Vorgänger zu bauen vergönnte, jede Kraft schon im Keim ersticken.

Der Handel, die Quelle des Reichthums und der mit ihm und durch ihn allein im Schoose der

Sicherheit aufsprossenden zartern Blüten des geselligen Lebens, dieser höhern Bildung und Entwickelung der edelsten Seelenkräfte und ihrer Ausgeburten — der Kunst und Wissenschaft — der Handel fodert freie, ungehemmte Thätigkeit, Unverletzbarkeit der Person und des Eigenthums, Unparteilichkeit der Gerichte, und um diese nicht der Willkür treuloser und anmaßender Betrauten zu überlassen, allgemeine Publicität, strenge Verantwortlichkeit, Urtheil durch unbesoldete, dem Beklagten gleiche, von ihm anerkannte, immer nur auf kurze Zeit berufene einstimmige Richter (Geschworene). Wo diese Schutzwehr der bürgerlichen Freiheit unerschütterlich feststeht, sei denn auch in dem Räderwerke der politischen Maschine mehr oder minder Zusammensetzung, sei immerhin in der Organisation der Stände, in der Stellvertretung des Volkes, in der Vertheilung der Gewalt ein Fehler, der den Keim einer künftigen Auflösung enthält: dort wird sich dennoch lange durch geringe Erschütterungen das gestörte Gleichgewicht wieder herstellen lassen; durch seine innere, nie erschöpfte, nie gelähmte Lebenskraft wird dort der Staat in Macht, Glanz und Einfluß blühen und der Welt das Beispiel geben von der bewundernswerthen Anstrengung, zu der nur freie Völker fähig sind.

Neben so vielen Rechten, welche die Menschen veräußern und übertragen konnten, um den Vortheil der Vereinigung zu einem Staate zu genießen, gibt es auch andere, welche ihrer Natur nach unveräußerlich sind; und unter diesen steht das Recht, ihre Geistesfähigkeiten durch Entwickelung, Uebung und Ausbildung zu vervollkommnen, obenan. Wenn ein Vertrag die Sklaverei gutheißen und den unumschränkten Willen eines Tyrannen für rechtmäßig erklären könnte, so darf doch selbst das Leibeigenthum, welches Jemand besitzt, ihm nicht zum Vorwande dienen, seine Sklaven an der Erreichung ihrer Bestimmung als Menschen zu verhindern. Oder geht die Anmaßung der Tyrannei so weit, daß sie ihren Opfern auch diese Bestimmung abspricht? Darf sie im Ernst der Natur so schrecklich spotten und ohne Hehl den Sklaven zum Thier herabwürdigen wollen? Darf sie sich das Recht zusprechen, einem Menschen Vernunft und Menschheit auszuziehen? Dann rege sich Alles, was noch Menschheit im Busen fühlt, gegen das Ungeheuer, das seine Größe nur auf Zerstörung baut! Wenn wir nicht auf Inconsequenzen verfallen wollen, die alle Bestimmung unmöglich machen und den Grund aller Verträge und aller Rechte untergraben, so muß selbst die despotische Regierungsform eben den Zweck haben, den die Natur mit einem jeden einzelnen Dasein

eines vernünftigen Wesens erreicht wissen wollte, den Zweck, den unsere Vernunft uns unaufhörlich vor Augen hält: den höchstmöglichen Grad sittlicher Vollkommenheit, durch die Entwickelung aller in uns gelegten Anlagen, zu erreichen. Dem Bande der Gesellschaft, durch welches diese Entwickelung auf eine vollkommnere Art als im gesetzlosen Zustande erreicht werden kann, opfern wir gewisse Mittel zur Ausbildung freiwillig auf; wir leiden gewisse Einschränkungen unserer äußerlichen Freiheit, unserer Handlungen; wir thun Verzicht auf die vollkommene Gleichheit unserer Rechte, um im Staate vereinigt, mit desto größerer Sicherheit auf dem Wege der moralischen Vervollkommnung ungehindert fortzuschreiten. Die Erbärmlichkeit, womit unzählige Menschen durch falsche Vorstellungen geleitet an der bloßen Existenz als an dem höchsten Gute hangen, mag vielleicht dazu mitgewirkt haben, bei den unumschränkten Herrschern den hohen Grad von Verachtung gegen ihre Unterthanen zu erregen, vermöge dessen sie ihnen unendlich viel Gnade zu erzeigen glauben, wenn sie ihnen nur das Leben und die Mittel zu seiner kümmerlichen Erhaltung schenken. Allein wie gesagt, hier ist nicht die Rede von den Irrwegen, auf welche der menschliche Geist gerathen kann, wenn er sich selbst als alleinigen Zweck und alles Andere, die Menschen sogar nicht ausgeschlossen,

als um seinetwillen geschaffen wähnt; sondern wir suchen hier den einzig möglichen Grund, auf welchem die schon bestehenden Verträge zwischen den Gliedern der Gesellschaft beruhen und auf welchen die Herrscher im Staate vor dem Richterstuhle der Vernunft ihr Recht beziehen können. Ein Vertrag ist nichtig, der die Sittlichkeit verletzt, und eine Staatsverfassung hat keinen Augenblick eine rechtmäßige Existenz, wenn sie sogar ihren Gliedern die Möglichkeit einer sittlichen Vervollkommnung raubt. Diese Vervollkommnung aber setzt den uneingesetzten Gebrauch der Vernunft und des gesammten Erkenntnißvermögens voraus; sie heischt sogar Freiheit des Willens, worauf nur da Verzicht gethan werden darf, wo gewisse Handlungen der fremden Willkür zum gemeinschaftlichen Besten Aller, das heißt, zur Beförderung der allgemeinen Vollkommenheit, unterworfen werden müssen. Jede Einschränkung des Willens, die nicht zur Erhaltung des Staats unentbehrlich ist, wird der Sittlichkeit seiner Glieder gefährlich, und die Gefahr einer solchen Verwahrlosung der eigentlichen Herrscherpflicht ist groß genug, um weisen Despoten ihren Weg vorzuzeichnen und sie aufzufodern, ihren Unterthanen die uneingeschränkte Religions-, Gewissens-, Unterredungs- und Preßfreiheit zuzugestehen, ja sogar über die Verhältnisse des Staats, über seine Mängel und die Mittel, ihnen abzu-

helfen, keines Menschen Nachdenken und Bemühung sich und Andere zu unterrichten, ein Ziel zu stecken.

Immerhin mögen die Vertheidiger des Despotismus über die gehoffte Vervollkommnung des Menschengeschlechts lachen! Ich lache gern mit ihnen, wenn von der Realisirung eines Ideals der sittlichen Vollkommenheit die Rede ist. Wie das Ideal des sinnlichen Vollkommenen kann es nur in der Phantasie des Philosophen existiren und hat nicht einmal den Grad von Realität, den der Künstler im Bilde dem Idealischschönen geben kann.

Allein es heißt zu früh gelacht, wenn nicht der höchste denkbare Punkt der Vollkommenheit als wirklich erreichbar angenommen, sondern nur die Freiheit, in der Entwickelung jedes Einzelnen so weit zu kommen, als Organisation, inneres Kraftmaß und natürliche Beziehungen es jedesmal gestatten, von dem Staate und seinen Herrschern gefodert wird. Erfahrung und Geschichte lehren unwidersprechlich, daß die Menschen zu allen Zeiten von den Vorschriften, die sich aus dem Wesen der menschlichen Vernunft ableiten lassen, abgewichen sind, um einem willenlosen Begehrungsvermögen zu gehorchen; überall sehen wir die Vernunft im Streite mit blos thierischen Kräften, und in unzähligen Fällen bemerken wir den Sieg der gesetzlosen Sinnlichkeit. Aber im innersten Grunde unsers Wesens liegt der Maßstab, womit mir Alles

messen und würdigen können, das eigenthümliche moralische Gefühl, welches keinem Einzigen fehlt, und in welchem die Unterschiede des Guten und Bösen, wie die Unterschiede des Schönen und Häßlichen im Sinnengefühl ursprünglich gegründet sind. Auf ein solches, Allen gemeinschaftliches Gefühl, welches den Operationen der Vernunft eine unabänderliche Norm ertheilt, nicht auf einzelne Erscheinungen aus der wirklichen Welt lassen sich die unbedingten, allgemein bindenden Bestimmungen gründen, ohne welche die physische Gewalt nicht blos ein untergeordnetes Mittel wäre, rechtmäßige Ansprüche geltend zu machen, sondern selbst zum höchsten Gesetz und zur alleinigen Quelle des Rechts erhoben werden müßte. Wie furchtbar aber wäre dieses Recht des Stärkern allen Staatsverfassungen, die nicht auf eine gleichförmige Vertheilung der Kräfte gegründet sind, sondern in denen wenige schwache Einzelne ihr Herrscheramt von der unsichern Trägheit oder Convenienz der Menge abhängen lassen und dem Volke, beim ersten Erwachen des Bewußtseins seiner Uebermacht weichen müßten?

Es schmälert nichts an der Vollkommenheit und Allgemeinheit der Regel, daß sie unaufhörlich übertreten wird. Willkürliche Gewalt mischt sich in die meisten Handlungen der Völker und der ungleichartigen Bestandtheile eines Staats gegeneinander. Auch kann nichts Anderes erwartet werden,

solange es keine vollkommen vernünftige Menschen gibt, die aller Vorsicht ohnehin entübrigt sein könnten. Wir haben inzwischen doch den großen Fortschritt gewonnen, von der rohen Thierheit zur Anerkennung der Majestätsrechte der Vernunft. Alles erweist der Vernunft die höchste Ehre; Keiner will sich der Gewalt bedient haben, blos weil er sich stärker fühlte, sondern weil er besser, richtiger, weiser dachte und es dem anerkannten Rechte schuldig zu sein glaubte, den blinden Gegner mit derben Faustschlägen die Augen und das Verständniß zu öffnen. Mit diesem feinen Unterschiede ist es aber im Grunde noch nicht weit her; denn weil die allgemeingültige Vernunft nirgends geltend gemacht ist, so trifft das Compliment jedesmal nur die eigene Vernunft des einzelnen Menschen; ihr huldigt er; denn sie ist das Höchste, was er hat, so unvollkommen sie auch sein mag. Von den Prämissen, die sie ihm darbietet, muß er ausgehen; denn sie sind ihm in Ermangelung des Bessern unfehlbar, und was er daraus fortschließt, das sind ihm eben so unfehlbare Schlüsse. Wie entscheidet man nun aber zwischen zwei streitenden Parteien, die sich beide auf ihr in Vernunft gegründetes Recht berufen? Wo man nicht überreden kann, braucht man Gewalt; und siehe da! — der Stärkere behält Recht. Ist die Vernunft wol mehr als ein bloßer Vorwand? sie nämlich, die sich im ein-

zelnen Menschen, nach dem Maße von Empfindungskräften, welche Natur und Zeit und Umstände ihm verliehen, so leicht von seinen Leidenschaften bestechen oder wenigstens besiegen läßt? Vielleicht dürfte man auch eben deswegen mit gutem Fug behaupten, daß in der natürlichen Ungleichheit der Menschen, in Absicht auf Organisation, physisches Kraftmaß und Seelenvermögen und in ihrer, von keines Menschen Willen gänzlich abhängigen Verschiedenheit der Ausbildung, welche ganz verschiedene Grade von Leidenschaft und alle die unendlich nuancirten Charaktere des wirklichen Lebens hervorbringen, der große Kunstgriff liegt, vermöge dessen die Natur den Menschen einzig und allein vor dem Herabsinken in einen todten Mechanismus von Formeln und Schlüssen bewahren konnte. Ein Jeder soll nur Kräfte zur Vollkommenheit ausbilden, darum wird er mit bloßen Anlagen ohne alle Entwickelung geboren. Leuchtete Allen schon dieselbe moralische Sonne im Busen; erfüllte und erwärmte sie Alles mit ihrer unüberwindlichen Wahrheit: dann glichen wahrlich auch unsere Handlungen dem Sternentanze, der nach „großeu, ewigen und ehernen Gesetzen" abgemessen, nicht die kleinste Spur von Freiheit und eigener Kraft des Willens zeigt, sondern auf ewige Zeiten hin vorausberechnet werden kann. Ach,

daß uns ja das edle Vorrecht bleibe, inconsequent und incalculabel zu sein!

Reine Vaterlandsliebe kann überall nur das Eigenthum einer geringen Anzahl von Auserwählten sein, und in unsern Zeiten, wo auf der einen Seite blinde Anhänglichkeit an altes Herkommen, auf der andern tiefe Sittenverderbniß und vermessene Neuerungssucht herrschen, wäre es kein Wunder, wenn diese erhabene Tugend beinahe gänzlich ausgestorben schiene. Der Kampf des unvernünftigen Vorurtheils mit aufgeblasenem Halbwissen bringt überall der wahren Bildung der Nationen mehr Schaden als Gewinn und hält die Menschheit vom Ziele ihrer Vervollkommnung entfernt. Ohne die zarteste Reizbarkeit des moralischen Gefühls kann die Entwickelung der übrigen Geisteskräfte genau so gefährlich werden, als ihre Vernachlässigung es bis dahin gewesen ist; die Ertödtung aber jenes Gefühls, diese unverzeihliche Sünde des religiösen und politischen Despotismus, der die Menschheit in den Ketten der mechanischen Gewöhnung gefangen hält, bereitet jene furchtbaren Zerrüttungen vor, die von der jetzigen Art der Fortschritte im Denken unzertrennlich sind.

Wäre es nicht billig, daß ein Jeder, der Menschen zum Gefängniß verurtheilt, wenigstens einen Tag im Jahre mit eigenen Ohren, ihr Gewinsel, ihre himmelstürmende Klage vernehmen müßte, damit ihn nicht der todte Buchstabe des Gesetzes, sondern eigenes Gefühl und lebendiges Gewissen von der Rechtmäßigkeit seiner Urtheile überzeugte? Wir bedauern den unsittlichen Menschen, wenn die Natur ihn straft und physisches Uebel über ihn verhängt; wir suchen sein Leid zu mildern und ihn von seinen Schmerzen zu befreien; warum darf nicht Mitleid den Elenden erquicken, dessen Unsittlichkeit den Arm der beleidigten Bürgerordnung reizte? Ist der Verlust der Freiheit kein hinreichendes Sühnopfer, und fodert die strenge Gerechtigkeit noch die Marter des Eingekerkerten? Mich dünkt, die Abschaffung der Todesstrafe hat uns nur noch grausamer gemacht. Ich will hier nicht untersuchen, ob ein Mensch befugt sein könne, einem andern das Leben zu nehmen; aber wenn es Güter gibt, die unantastbar und Allen heilig sein sollen, so ist das Leben gewiß nicht das einzige, welches unter diese Rubrik gehört; auch diejenigen Zwecke gehören hierher, ohne welche der Mensch seinen Rang auf der Leiter der Wesen nicht behaupten kann, ohne welche er ein Mensch zu sein aufhören muß. Die Freiheit der Person ist unstreitig ein solches von der Bestimmung des

Menschen unzertrennliches und folglich unveräußerliches Gut. Wenn also der bürgerliche Vertrag ein so schreckliches Uebel, wie die gewaltsame Beraubung eines unveräußerlichen Gutes, über einen Menschen um der Sicherheit Aller willen verhängen muß, so bleibt zu entscheiden übrig, ob es nicht zwecklose Grausamkeit sei, das Leben durch ewige Gefängnißstrafe in fortwährende Qual zu verwandeln, wobei es schlechterdings zu keiner andern Absicht, als zum Leiden erhalten wird, anstatt es durch ein Todesurtheil auf einmal zu enden? Die fromme Täuschung, die man sich zu machen pflegt, als ob ein Delinquent während seiner lebenslänglichen Gefangenschaft Zeit gewönne, in sich zu gehen, eine sittliche Besserung anzufangen, sich durch seine Reue mit Gott zu versöhnen und für ein künftiges Leben zu bereiten, würde schnell verschwinden, wenn man sich die Mühe gäbe, die Erfahrung um Rath zu fragen, ob dergleichen Bekehrungen die gewöhnlichen Folgen der ewigen Marter sind. Die finstern, modernden Gewölbe der Gefängnisse und die Ruderbänke der Galeeren würden, wie ich fürchte, hierüber schauderhafte Wahrheiten verrathen, wenn man auch nicht, durch richtiges Nachdenken geleitet, schon im voraus überzeugt werden könnte, daß die Bekehrung im Kerker zwecklos sein müsse, weil sie unfruchtbar bleibt, und daß ein Augenblick wahrer Reue so viel werth sei als ein in Thränen

und Büßungen hingeschmachtetes halbes Jahrhundert. Allein die Furcht vor dem Tode, die nur durch eine der Würde des Menschen angemessene Erziehung gemildert und in Schranken gehalten wird, lehrt den Richter, das Leben in immerwährender Gefangenschaft als eine Begnadigung schenken, und den Verbrecher, es unter diesen Bedingungen dankbar hinnehmen. Auch hier wirkt also die Furcht, wie sie sonst immer zu wirken pflegt: sie macht grausam und niederträchtig. Doch den Gesetzen will ich hierin weniger Schuld beimessen als der allgemeinen Stimmung des Menschengeschlechts. Solange es Menschen gibt, die das Leben ohne Freiheit, an der Kette und im Kerker, noch für ein Gut achten können, solange bedaure ich den Richter, der vielleicht nicht weiß, welch ein schreckliches Geschenk er dem unglücklichen Verbrecher mit der Verlängerung eines elenden Lebens macht; aber verdenken kann ich es ihm nicht, daß er sich von dem Geiste des Zeitalters hinreißen läßt.

Menschenglück und Lebenszweck.

Daß es doch so leicht ist, sich auf Glück und Verstandesgaben viel zu wissen! Da man doch am meisten dafür demüthig und dankbar sein sollte.

Ich schränke mich immer mehr ein und finde darin eine Beruhigung mehr, daß ich Dies und Jenes entbehren kann. Könnte der Mensch durch Entsagung seiner Ansprüche auf gewisse Arten des irdischen Genusses das sittliche Vergnügen alle mal erhöhen und sich selbst mehr fühlen, was und wozu er ist, wie glücklich, dünkt mich, würde er sein!

Organisation, Erziehung, Localumstände (um nicht Klima zu sagen), wie viel thun die nicht zur Denkungsart und Vorstellungsart, zur Wirksamkeit,

links, rechts, geradeaus, aufwärts oder abwärts? Gott! und da geht's dann mit der ganzen vielräderigen Maschine der Welt gerade so und nicht anders, als es getrieben wird. Da hat man gerade soviel Gefühl und soviel Verstandeskräfte; bald schlägt jene Wagschale, bald diese an den Balken; der arme Mensch thut, was er thun mußte, und will, was er vermöge jenes ursprünglich festgesetzten Verhältnisses zwischen seiner Einsicht und seinen Trieben wollen mußte, nicht, was das Beste an sich ist, nicht, was zu seinem Frieden dient; ja er denkt nicht anders, als wie er, vermöge seiner Verbindung mit dem Ganzen, denken lernte; nach einem methodischen oder nach einem eigenen Zuschnitt, ist gleichviel, denn Alles ist vorher bestimmt.

Es ist nicht das Loos des Menschen, in dieser Welt vollkommen glücklich zu sein: das Einzige, was uns übrigbleibt, ist, aus Dem, was wir erhalten und erreichen können, den besten Vortheil zu ziehen und so nützlich und glücklich zu sein, als unsere Lage zuläßt.

All unser Streben, alles Eifern um Tugend und Wahrheit und Erkenntniß hebt den ewigen Zirkelschwung des Glücksrades nicht auf, der bald

Gutes, bald Böses aus der Tiefe hervor und auf den Gipfel bringt. Das Beste, was sich aus dieser allgemeinen Betrachtung unsers Erdenlebens abstrahiren läßt, bleibt immer noch Dieses, daß, wenn ja einmal etwas recht Böses obenauf kommt und uns eine Weile plagt, es doch unmöglich lange dauern kann, sondern bald von etwas minder Bösem oder etwas Gutem, ja vielleicht etwas sehr Gutem verdrängt werden kann. Das große Triebrad, welches alle die einzelnen Räde rin Bewegung setzt, und in dessen Bewegung wir vielleicht den Zweck des ganzen Baus erkennen könnten, ist unsern Augen verborgen; wir können nur vermuthen, nur aus allen Punkten, die von verschiedenen Gegenden darauf zielen, mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß es existire und zu irgendeinem großen Endzweck wirke. Wer sonst keinen Beweggrund hat, groß, edel, tugendhaft zu sein und zu handeln, dem sei diese Wahrscheinlichkeit statt eines Beweggrundes; der überzeuge sich, daß die Wahrscheinlichkeit Wahrheit, daß sie unumstößliche Gewißheit sei. Es ist das Schicksal der meisten Menschen, zu ihrem großen Glücke, in dieser Ueberzeugung zu leben. Wer aber gefühlt hat, daß auch diese Aussicht, deren Süßigkeit Niemand verkennen wird, Tugend und Rechtschaffenheit wahre Weisheit ist und wahres Glück des Lebens, so gut wir es einmal haben können, der liebe Tugend

und Rechtschaffenheit um ihrer eigenen Schönheit willen und sei fest und unerschütterlich auf diesem Wege, wenn auch Tausende abgleiten zu seiner Rechten und Zehntausende zu seiner Linken.

Kein Mensch kann uns das glückliche Gefühl nehmen, welches das Bewußtsein recht gehandelt zu haben, uns gibt. Auf alles Andere aber müssen wir Verzicht thun, wenn wir dieses in seiner ganzen Stärke fühlen wollen; wenigstens alles Andere als Gewinn und Beute, als zufälliges, überzähliges Glück annehmen. Wir sind immer nur Werkzeug im ganzen Zusammenhange; das Gute, was wir einsehen und bezwecken wollen, geschieht nicht. Allein das hindert uns nicht, jenes Gute zu thun, welches unser jedesmaliger Einfluß ins Ganze hervorzubringen vermag, und welches wir ebenso einsahen. Es folgt blos, daß das Gute, welches nicht geschieht, noch nicht in die Zeit, nicht in die Reihe der Dinge paßte. Gutes und Böses bleibt darum nicht minder, was jedes für sich ist. Hunderttausend Menschen sind elend, die glücklich sein könnten und sollten. Aber ich kann funfzig, zwanzig, zehn, einen glücklicher machen, als er ohne mich nicht geworden wäre; soll ich dies unterlassen, weil ich dem Elende der Hunderttausende nicht abhelfen kann? Das Schicksal versagte mir die Kräfte,

dies möglich zu machen; auf meinen Schultern ruht diese Last nicht. Aber es hat mir die kleinere Bürde aufgelegt, die soll ich tragen. Alexander weinte um Welten, die er nicht erobern konnte; Herakles weinte um das Unglück und Elend des Menschengeschlechts, denen er nicht abhelfen konnte; — und was sollen wir in diesem so ganz gleichförmigen Ganzen thun? — nicht auch lächeln, daß ein Weiser so irresehen kann, so groß sein will, als noch kein Mensch gewesen ist; daß er die Ordnung der Dinge aufgehoben wissen will, weil sie seinen Begriffen von Recht und Unrecht (die immer nur relativ sind, und die er immer mit absoluten verwechselt) nicht zu entsprechen scheint? Doch immerhin lassen wir sie Beide weinen, wenn sie nur darüber nichts Besseres versäumen! Aber wenn die gutherzigen, mitleidigen Thränen so lange fließen, bis sie den ganzen Menschen erweicht, erschlafft, unthätig gemacht, seine Kraft dem Einzelnen geraubt haben, für dessen Schutz, oder Trost, oder Erhaltung sie bestimmt war, dann sind es strafbare Ergießungen eines ungeduldigen Herzens, das nie auf dem Platz ruhig sein will, der ihm angewiesen ward, nie da, wo es ist, zu Hause sein will. Der Sieg des Bösen über das Gute, das Unglück und das Elend des Menschengeschlechts, kann nicht kräftiger befördert werden als dadurch, daß auch Diejenigen, die noch in ihrer Sphäre, wie

klein oder groß, gleichviel, Gutes wirken könnten und sollten, die Hände aus Unmuth sinken lassen und den Wahlplatz räumen, weil sie nicht wie Hercules die Hydra mit Stumpf und Stiel ausrotten oder den verzweifelten Riesen, den Erdensohn Antäus, in ihren Armen auf einmal erdrücken können.

Der Mensch muß sich gewöhnen die Periode des Drucks, des Jammers und des Leidens mit Muth zu ertragen, mit Schweigen vorübergehen zu lassen und in der Erwartung einer zum Theil durch seine Bemühungen selbst zu bewirkenden Veränderung zu thun, was Tugendliebe und Pflicht ihm gebieten. Es gibt der Beweggründe mehr. Einmal richtet, wie ich schon gesagt habe, das unfruchtbare Klagen nichts aus, hilft der Sache nicht ab und benimmt noch alle übrige Spannkraft zu künftiger Wirksamkeit. Dann, so darf ein Mann von feinem Blick nicht auf eine kleine Spanne Zeit, sondern weit um sich her, ins Verflossene und Zukünftige schauen und dies nach jenem beurtheilen; er muß nicht sowol auf Menschen, als auf die ganze Masse seine Wirksamkeit berechnen; jetzt säen auf Hoffnung, damit der Enkel freudig dereinst ernten möge. Diese Art Aussaat mislingt sehr selten. Ferner mag es ihm unmöglich entgehen, wenn er mit unparteiischem Geiste forscht, daß das Leiden

der Menschen nie so groß ist, als es sich der Patriot und Eiferer für Glück und Tugend wol vorstellt. Er stellt sich gewöhnlich mit seinem fesselfreien, aufgeklärten Geiste, mit seinem zarten, verfeinerten Gefühle, mit seiner ganzen Reizbarkeit und Empfänglichkeit, mit seiner feurigen, brennenden Tugendliebe, mit seiner deutlichen Erkenntniß und der daraus entspringenden, starken Verabscheuung des Unrechts und Lasters — an die Stelle des Leidenden; da wird ihm freilich zu heiß, und es dünkt ihn unerträglich, was er dort Alles dulden muß. — Doch ferne sei es von dem Menschenfreunde, seine Brüder um dieser traurigen Unempfindlichkeit willen, zu der sie durch Unterdrückung und Aberglauben hinabgesunken sind, ihrem Schicksal zu überlassen. Sie bedürfen alsdann gerade die meiste Hülfe, je weniger sie ihre Krankheit fühlen! nur muß es dem Arzt immer noch lieb sein, daß sie nicht so sehr leiden, nicht den Umfang ihres Uebels kennen und fühlen. Der gute Arzt wendet an mit festem, ruhigem, überlegtem Gang, was seine Kunst ihn lehrt, sei die Krankheit schmerzhaft oder schleichend, hitzig oder kalt; er thut seine Pflicht und überläßt sich nicht seinem mitleidigen Gefühle auf Rechnung seines Gewissens. Der Erfolg steht in höherer Hand. Nichts ist edler, nichts eine so sichere Anzeige von der Gewalt der Tugend über das Herz und auch von der Kraft, die der Schöpfer

in manche Seele gelegt, zum Wohle der Menschheit thätig zu sein, als der Enthusiasmus für Freiheit und Volksglückseligkeit, die der Jüngling zumal am lebhaftesten fühlt, und gleichwol ist nichts gewöhnlicher als das Erlauen und Erkalten in einem nur wenig vorgerückten Alter, sobald man die Hindernisse empfunden hat, welche die vielfassenden Aussichten eines solchen Patrioten in einen sehr engen Wirkungskreis zurückweisen. Ich kenne hier nur einen Mittelweg. Die Natur knüpfte ein unauflösliches Band zwischen unsern Pflichten und unserm Interesse glücklich zu sein. Es darf nicht die Frage sein: Können wir Gutes stiften? Können wir Misbräuche abstellen? Können wir Früchte unserer Bemühungen zur Wohlfahrt des Staats oder der Gesellschaft, in der wir zu wirken bestimmt sind, erleben? — Nein, dies Alles hängt nicht von uns, hängt nicht von Menschen ab, es liegt im Rath der Götter beschlossen und im heiligen, undurchdringlichen Dunkel des Schicksals verhüllt. Aber es kann und muß die Frage täglich aufgeworfen werden, ob wir heute thaten, was nach unserm Gefühl und Verstande das Beste schien, das Beste des Staats unter den Umständen, worin er, worin wir uns befanden, das Beste des einzelnen Menschen, mit dem wir besonders zu thun hatten; denn das Beste unsers eigenen Selbst, welches uns am nächsten angeht, ist Resultat dieser

beiden und folgt unmittelbar daraus. Nicht was wir erzielt haben, sondern was wir mit Anwendung aller uns verliehenen Kräfte und Einsichten haben erzielen wollen, soll uns Beruhigung geben. Diese Beobachtung ist der Ordnung der Diuge gemäß, in ihr gegründet; dies ist wahr, warum wollen wir uns die Welt anders denken und alle Augenblicke mit Schmerzen gewahr werden, daß wir uns täuschten? Das Bewußtsein: „Ich that, was ich vermochte", soll es nun einmal sein, was uns Trost und Zufriedenheit in allen Dingen gibt.

Wahres Glück ist nach meiner Meinung jetzt: Alles zu genießen, was erlaubt ist — d. i. was mir selbst und Andern nicht schadet, sondern vielmehr zuträglich ist. Tugend werde ich immer nennen, mein Wohl ohne Nachtheil des Nächsten zu suchen, und das größte Wohl: Anderer Glück und Anderer Zufriedenheit genießen und befördern zu können.

Das höchste, reinste Glück, dessen Menschen auf Erden fähig sein können, besteht in Mittheilungen, in Liebe, die sich selbst in Andern empfindet und Anderer Wohl und Freude zum ihrigen macht.

Wir haben am Krankenbett oder sonst mit der Zeit erfahren, wie Vieles, wie Alles möcht' ich sagen, von unserer Organisation abhängt, und wie unser Wohl und Wehe, unsere innigsten Gefühle des Schmerzes oder der Freude in der regen Kraft wenigstens unsers Gehirns und unserer Nerven zu Hause sind.

Glücklich sein ist und bleibt ja unsere erste Pflicht, sowie es, glaube ich, auch unser Grundtrieb ist. Alle Thätigkeit, alle Arbeitsamkeit, alle Aufopferung lobe ich und bewundere ich nur insofern sie jenen Zweck erreicht.

Das Glück, welches wir in dem engsten Kreise um uns her verbreiten können, ist immer noch bei aller Ungewißheit am sichersten in unserer Hand, und daher arbeite ich auch so gern auf dieses Ziel hin, zumal wenn ich sehe, wie sehr man in Absicht auf ein umfassenderes Wirken gefesselt ist und trotz aller Anstrengung immer nur ein Minimum ausrichtet. Es ist wahr, auch dieses Minimum geschähe nicht ohne die Anstrengung; allein wenigstens interessirt es uns wegen der Geringfügigkeit nicht mehr so sehr, wenn es auch endlich errungen wird. Besser alle mal, soviel die Um-

stände es verstatten, dahin gewirkt, wo Erfolg sichtbar ist. Doch die Materie ist unerschöpflich.

Die Freude, die Meinigen vergnügt um mich zu sehen und mir sagen zu können, es sei zum Theil mein Werk, der innere Umgang mit mir selbst, wobei ich merke, wie viel der immerwährende Zuwachs von Kenntnissen den Genuß des Daseins erhöht, indem man in sich selbst einen immer reinern Abdruck der äußern Welt gewahr wird, alle Verhältnisse sich immer mehr bestimmen und zu einem hellern Ganzen verbinden — das und das Vergnügen, in einem unendlich kleinen Kreise doch auch etwas für das Ganze thun, einen gewissen Einfluß behaupten zu können, muß, dünkt mich, jeden thätigen Menschen innig überzeugen, daß keine Art der Existenz dieses Maß von Glück gewährt, dessen er in seiner Thätigkeit theilhaftig wird. Das Innere in unserm Wirken und Streben, welches uns auf einem gewissen höhern Standpunkt so sehr in die Augen leuchtet, muß uns nur nicht verblenden; denn es gibt gewiß, wenngleich nicht für uns, einen höhern Gesichtspunkt, wo das Trivialste und gar nichts Scheinende, als Bindungsglied des Ganzen, so wichtig ist wie das anscheinend Große. Also eingeschränkt und einseitig müssen wir immer handeln; irgendwo an-

ders findet sich denn doch die Facette, die an die unserige paßt, und so wird aus anscheinend widersprechenden Dingen ein übereinstimmendes All.

O es ist so Vieles, was wir der Hand des Schicksals geradezu überlassen müssen! Die Kunst besteht auch gar nicht darin, mit guten Karten ein Spiel zu gewinnen, sondern mit den Karten so, wie sie uns fallen, das Beste zu machen, was sich thun läßt.

Es wäre mir leid, bis heute gelebt zu haben, ohne daß die Erfahrung uns gelehrt hätte, daß der Zweck des Lebens nicht auf die Gewöhnung an diese oder jene Lebensweise hinausläuft, sondern daß das Wesentliche immer bleibt, durch so viele neue Verhältnisse, in welche wir geworfen werden, immer wieder von einer andern Seite auf uns selbst zurückgehen zu müssen, uns selbst immer näher und inniger kennen zu lernen und in dieser Kenntniß selbst immer humaner oder vollkommener zu werden.

Ein glückliches Loos wollte, daß gerade Dieser oder Jener in die Lage geworfen ward, wo

er, anstatt sein Handwerkszeug zu schleifen, seine Vernunft und Empfindung, diese edlern, bessern, moralischen Instrumente, schärfen konnte. Ist er nicht schon glücklich genug, daß ihm dieser Vorzug blieb? muß er ihn auch noch anwenden, um herrschen zu wollen?

Alles, auch das Unerwartetste, ist nützlich, und Alles läßt sich entschuldigen, wo nicht wohl rechtfertigen durch die unbezwingbare Nothwendigkeit, die kein Gesetz kennt.

Ich weiß nicht, was es für eine traurige, selbstische und neidische Art des Seins ist, wobei man in dem Maße fühlloser gegen Freude und Leid Anderer wird, in welchem man sich durch Umstände und Unglücksfälle gezwungen sieht, dem Genuß, dem Glück und der eigenen Freude zu entsagen und dagegen eine neue Last von Mühseligkeiten auf sich zu nehmen. Je weniger mir bleibt, desto ängstlicher sehne ich mich nach der einzigen Beruhigung, Andere noch mit den Mitteln eines frohen Daseins ausgerüstet zu sehen.

Wahr ist es, daß Unglück — wahres Unglück (nicht eingebildetes, welches wir uns selbst schaffen)

der größte Prüfstein der menschlichen Vortrefflichkeit ist, und daß eine eigene Gleichmüthigkeit und eine besondere Geistesstärke dazu gehört, um unbefangen auf die Welt zu wirken, wenn das Schicksal alle Quellen des Genusses abschneidet und selbst im Wirken uns die Hände bindet.

Glückliche Kinder geben glückliche Menschen! Alle Verstimmung des Charakters hat seinen wahrscheinlichen Grund in diesen frühen Eindrücken. Das Glück der Kinder ist das, wenn sie so wenig als möglich in ihrer Freude gestört werden. Wie leicht entwickeln sich da in ihnen alle guten Neigungen, wie öffnen sie sich jedem menschlichen, sanften Gefühl. Harte und falsche Behandlung wirkt gerade das Gegentheil: sie verschließt. Die Begriffe, glaube ich, welche man blos erlernt, sind es nicht, die am wesentlichsten wirken auf den Charakter, sondern die man sich aneignet, weil die unmittelbare Beziehung auf unser Behagen sie uns wichtig machte. Richtige Begriffe können folglich auch die Einbildungskraft beschäftigen, deren Schöpfungen dadurch nur harmonischer werden. Aber nicht jede Phantasie ist rege und schöpferisch in gleichem Grade. Das allein weist dem Erzieher schon das verschiedene Betragen gegen beide an.

Es ist eine unendliche Thorheit zu glauben, daß Glück die Bestimmung des Menschen sei. Empfinden und Denken ist unsere Bestimmung und beides hat nur zufällige Beziehung auf Glück und Unglück, oder Genuß und Schmerz. Wahr ist es, wenn wir durch bittere Erfahrung inne geworden sind, daß die heftigen Bewegungen, die großen Anstrengungen unserer Geisteskräfte oft am wenigsten geschickt sind, uns froh zu machen, wenn wir gewaltsam zurückgeschleudert werden und Wunden davontrugen, deren Schmerz wir lange nachfühlen, die vielleicht immer offen bleiben, so lernen wir wohl stillliegen. Daneben ist mit Besonnenheit zu wissen, daß die zarteste Reizbarkeit, so viel Leiden sie uns immer verursacht, doch auch das Einzige bleibt, worin wir unser selbst und des Umgebenden froh werden können, wird da nicht unsere erste Sorge sein, sie so rege, so empfindlich als möglich zu erhalten?

Das Schicksal scheint uns lehren zu wollen, auf nichts als eigene Kräfte und Ereignisse des Augenblicks zu rechnen.

Man bedenke, daß wir gar nicht um der Ruhe und Wärme willen da sind, sondern daß Anlagen

und Kräfte sich entwickeln müssen, und die entwickeln sich am besten, wo nicht Alles so genau abgewogen ist, so vollkommen sich balancirt; sie werden durch Druck und Gegendruck, durch Zwang und Bedürfniß, durch Mitleiden und Gährung in Wirksamkeit versetzt. Ich weiß aber auch wohl, daß die Hoffnung, Ruhe und ruhigen Genuß zu erlangen, eine der mächtigsten Triebfedern für viele Menschen ist, ohne die ihre Betriebsamkeit Nichts wäre.

Im Grunde kommt's doch immer nur darauf an, worein man eigentlich den Zweck des Lebens setzt. Ich überzeuge mich immer mehr, daß Wirken nur der geringste Theil desselben ist, die Hauptsache aber in Wahrnehmen und Aufnehmen besteht, oder mit andern Worten, im intellectuellen Genuß, indem wir die Welt, die außer uns ist, durch Erfahrung, Ideenverbindung und Abstraction in uns bringen. Das Wesentliche unsers Wirkens ist immer nur die Freude, die wir aneinander haben können, und folglich der Familien- und Freundeskreis. Das Wirken im größern Umfange muß seine Stelle finden; allein es ist in seinen Folgen und seinem Ertrag von Genuß weit mislicher.

Genuß scheint mir als Empfindung ohne Bewußtsein gedacht werden zu müssen. Genuß ist das vollkommene Dasein; Bewußtsein ist Modification. Genuß ist Vereinigung; Bewußtsein ist Trennung, Unterscheidung des Ich, erkannte Beschränktheit. Im Genuß sind daher auch Zeit und Raum verschwunden, die nur mit der Einschränkung, mit der Concentration, die mit dem persönlichen Bewußtsein zurückkehren, nur in und mit ihm gegeben sind.

Der gütige Schöpfer gönnt uns auch jede Art des Seelenvergnügens, wenn wir nur so billig wären, die Bedingungen einzugehen, die mit einer jeden Art des Genusses verknüpft sind. Bei dem Geben ist es z. B. nothwendig, daß wir unsere Bedürfnisse einschränken, uns diesen oder jenen Ueberfluß versagen, hier oder dort unsere Eitelkeit, unsere Eigenliebe und unsere Sinnlichkeit kreuzigen, damit wir am Ende jedes Vierteljahrs gerade so viel übrig behalten, als zur Befriedigung unsers Seelenbedürfnisses hinreichend sein mag. Eine andere Erfoderniß ist Mäßigung in allen Dingen, in allem Genuß, so auch in allen Seelenfreuden.

Nicht bloßes Wirken allein ist es, was den Menschen zufrieden und glücklich macht, im Ge-

gentheil die leidende Empfindung, nach Anleitung der Idee, die in ihm die lebendigste war, gewirkt zu haben, ist oft der höchste Genuß, und das so Gewirkte oder Hervorgebrachte, sei es materiell oder blos idealisch, erneuert in ihm dieses angenehme Gefühl, so oft er es von neuem betrachtet. Wäre nicht diese innere Belohnung bei der schwersten Handarbeit sowie bei den Werken des Geistes der stärkste Trieb, der uns, ohne daß wir dessen immer bewußt sind, zur Thätigkeit anmuntert: gewiß Noth, Zwang und Drang des Treibers würden wenig Macht haben, den Landmann dahin zu bewegen, daß er mit vielem Schweiß für die Erhaltung der übrigen Stände sorgte. Läßt es sich denken, daß die Idee des kärglichen Gewinnes, den der Handwerker aus seiner Arbeit lösen wird, ihn bei dem mühsamsten, langwierigsten Geschäft oft monatelang unabläßig wirksam erhalten könne? O wahrlich, wenn er im Weberstuhle sitzt, denkt er nicht daran, wie theuer er seine Waare verkaufen werde. Sein ganzes Dichten und Trachten ist jetzt auf seine Kunst gerichtet, und daß jeder Faden seinen Fingern gehorcht, daß das Gewebe eine Gestalt gewinnt, daß die Blumen im Muster so und nicht anders werden, wie er es ersann, dies lohnt ihm seine Geduld, darüber vergißt er seine unbequeme, den Körper oft verunstaltende Stellung. Dieser Genuß ist

inniger und vollkommener, je edler die Werke des menschlichen Fleißes sind. Vorzüglich bemerkbar ist er im Entzücken des großen Künstlers, wenn derselbe in Erz und Marmor oder auch in glühenden Farbenmischungen so treu und wahr versinnlichte Gedanken darzustellen, so täuschende Nachahmungen der Natur aus leblosem Stoff hervorzubringen weiß, daß er selbst und andere Menschen seine Seele in seinen Werken leben, handeln, denken sehen.

Religion.

Ich bin gesund und frisch, geduldig und getrost, daß uns Gott nicht verlassen wird. Er hat seine überschwängliche Güte oft an uns bewiesen und wird uns auch noch unserm jetzigen Unglück und den Mühseligkeiten entreißen, die uns seit etlichen Jahren her gedrückt haben. Ich unterwerfe mich allen Prüfungen mit fester Versicherung, daß sie unser Bestes zum Zweck haben, und glaube, indem ich Alles den Schickungen des besten Wesens überlasse, nicht unrecht oder vorwitzig zu handeln, wenn ich es täglich um unser aller Ruhe und zeitliches Wohl anflehe; denn auch hier auf Erden können wir einen gewissen Grad von Glückseligkeit erreichen, und warum sollten wir denn nicht darum bitten? O Gott, es kann uns noch belohnt werden, daß wir so lange gelitten, und vielleicht dient uns dann das Leiden, unser künftiges

Glück besser zu ertragen, was noch schwerer ist, als Widerwärtigkeiten auszustehen. So trübe jetzt das Schicksal meines Vaters ist, so bin ich doch fest überzeugt, daß Gott und seine Vorsehung über ihn sowie über jeden Menschen walten und zu seiner Zeit aus allen Nöthen erretten können. So sehr es aber auch schmerzt, in Erwartung eines solchen günstigen Zeitpunktes Personen, die mir theuer und werth sind, leiden zu sehen, habe ich mir dennoch, nebst der Pflicht, Alles im Stillen zu versuchen, um meines Vaters Schicksal zu erleichtern, noch die zweite Pflicht auferlegt, mich ganz demüthig und geduldig in ein jedes Verhängniß zu ergeben, gewiß überzeugt, daß Niemandem mehr auferlegt wird, als er tragen kann, ja nicht mehr, als eine ohne Wunderwerk unüberwindliche Nothwendigkeit erfodert.

Es gibt keinen andern Weg, um zu der innern Ruhe zu gelangen und zu dem Grad von Vollkommenheit, den unsere größte Glückseligkeit ausmacht, als beständig der Allgegenwart Gottes eingedenk zu bleiben, stets besorgt, diesem gütigen und liebreichen Schöpfer zu misfallen, der der Urquell aller Dinge, aller Wesen ist, und dessen Wille, soweit unsere kurzsichtigen Gedanken reichen, uns ohne Zweifel unaussprechlich glücklich machen

wollte, wie er selbst es ist. Denn jedes Geschöpf ist mehr oder weniger Abbild der Vollkommenheiten seines Schöpfers, der sich im Hervorbringen seines eigenen Bildes selbst verherrlicht. Wir besitzen nichts, als was er uns gab, und wenn wir das Gegentheil empfinden, so können wir gewiß sein, daß Dasjenige, was wir unser eigen nennen und wovon wir sagen können, es komme nicht von Gott, nicht gut ist und nicht zu unserm Glück führt, sondern vielmehr böse und dem Willen des Schöpfers und unserer wahren Vollkommenheit gerade entgegengesetzt. Laßt uns also mit der Demuth beginnen, die aus wahrer Selbsterkenntniß entspringt, und unsere Fähigkeiten und das wenige Gute, das wir in uns selbst bemerken mögen, Ihm zuschreiben, der dessen Urheber ist, von dem allein wir einen Zuwachs an Vollkommenheit erhalten können. Wir sind nicht unser eigen, wir sind sein Eigenthum, und sind nie ganz glücklich, bis wir ihm ganz ergeben sind, und uns als die Werkzeuge betrachten, durch die er seinen heiligen Willen vollbringt. Diese Gesinnung, indem sie uns von Eigenliebe frei macht, muß zugleich unsere Liebe für unsere Mitgeschöpfe erhöhen. Jede gute Eigenschaft, jede Art von Vollkommenheit, die wir an ihnen bemerken, die wir bewundern und zum Vorbild zu nehmen wünschen, betrachten wir alsdann als einen Zug des erhabe-

nen Bildes, in dem der Schöpfer seine eigenen, unsichtbaren Vollkommenheiten uns offenbarte. Wir können also, indem wir unsere Mitgeschöpfe lieben, nur den Schöpfer in ihnen lieben und nie so blind sein, sie um ihrer selbst willen zu lieben; denn das hieße ihre Unvollkommenheiten lieben. Geduld und Langmüthigkeit, Güte und Sanftmuth, Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung, alle diese Eigenschaften erfolgen aus dem einen Grundsatz, und wir können sicher sein, daß, je mehr wir den Schöpfer lieben, desto gleichgültiger und strenger wir gegen uns selbst sein werden.

Tugend und Unschuld sind nicht hart und rauh; wahre Religion ist nicht unduldsam und tyrannisch; sie ist im Gegentheil demüthig, zufrieden und voll Liebe zu unsern Mitgeschöpfen.

Ein Geschöpf kann nichts haben, was es nicht von seinem Schöpfer erhielte; und die Wahrheit ist mithin nur in ihm zu finden. Ich gebrauche die Mittel, die er mir gewährte, um sie zu finden, und handle danach; doch bei jedem Schritt bin ich genöthigt zu gestehen, daß, was wir Vernunft und Verstand nennen, sehr unzulänglich zu dem großen Unternehmen sind, zu entscheiden, was

Wahrheit in jedem einzelnen Punkte sei, und daß wir uns stets dem Urtheil des Höchsten unterwerfen sollen, wenn wir glauben, Recht zu haben, oder wenn wir ungewiß über irgendetwas sind. Wir müssen unsere Stütze nicht loslassen, welche die Liebe zu Gott ist. Indem wir alle unsere Handlungen nach unserm besten Willen Ihm unterwerfen, können wir nur durch Unwissenheit fehlen, aber wir müssen nicht unsern Nächsten richten und verurtheilen, weil er anders denkt und handelt als wir. Alles, was wir zu thun haben, ist, zu verhüten, daß seine Denk- und Handlungsweise Einfluß auf die unserige erlange. Wenn wir sehen, daß unsere Grundsätze uns glücklich machen und uns Seelenfrieden geben, während Andere nicht so glücklich, nicht so zufrieden, so ruhig bei ihren Grundsätzen sind, dann mögen wir schließen, daß wir das Glück einer genauern Annäherung zur Wahrheit genießen, und wir mögen wünschen, daß unsere Nächsten ebenso glücklich wären wie wir, durch die Befolgung derselben Denk- und Handlungsweise.

Wol ist es entsetzlich, ein Gräuel über alle Gräuel, daß heutzutage Religion nichts weiter heißen soll als Fürbitte um Regen und Sonnenschein, um Brot und Wein, Kleidung und Ob-

dach, und was der Armseligkeiten mehr sind, die unser himmlischer Vater auch den Thieren gibt, die ihn nicht darum bitten; wie viel mehr gibt er uns, die er gelehrt hat, um ganz was Anderes vertraulich ihn anzugehen? O wie Vieles ist hierüber zu sagen, und wie Vieles an den heutigen Menschen zu bessern.

Mit Freuden bemerke ich an Ihrem Beispiel, daß man nie an der Güte des Allbarmherzigen verzweifeln dürfe, und daß es wahr ist, daß je größer die Liebe und Güte ist, die er einen Menschen fühlen läßt, desto größer und mächtiger auch die Wirkung im Menschen selbst, die Gegenliebe, die er hervorbringt. Unser Lehrer sagte von der Büßenden, die seine Füße küßte, sie habe viel geliebt, weil ihr viel Sünden vergeben worden.

Man muß nie aufhören, nie müde werden, sich wieder aufzurichten, wenn man gefallen ist, — nie verzweifeln an der allerbarmenden Liebe und ihrer Allmacht. Das ist gewiß die höchste Weisheit, immer die Gegenwart des lieben Schöpfers vor Augen haben. Wissen macht nicht glücklich, auch selbst göttliche Weisheit nicht, ohne die Liebe.

Es ist etwas, erkennen, daß nichts Geschaffenes unserm Geist Genüge leisten könne; es ist etwas, Beruhigung und Sättigung der Seele mit einer ihr homogenen Nahrung, mit geistigen Lichtkräften da zu suchen, von wannen sie uns allein kommen kann; es ist ein Großes, im Glauben so weit gekommen zu sein, daß uns die Gewißheit eines geoffenbarten Mittlers, durch welchen unser in Sinnlichkeit gefesselter Geist wiederum in Gemeinschaft treten mit seinem Urquell und wieder das Geistige zu empfinden fähig werden möge — daß uns diese Gewißheit, sage ich, als eine nothwendige Folge der großen Barmherzigkeit Gottes einleuchtet. So groß dieses Glück für Diejenigen, denen es gegeben ist, es zu fassen, immer sein mag, so unergründlich ist die Vorsehung in der Wahl Derer, die sie auf diese Art beglückt, und so ganz unabhängig von Allem, was wir irgend als eigenes Verdienst uns anrechnen könnten, Bewegungsgründe genug zur äußersten Demuth und Veranlassung unserer selbst, um gänzlich der Gnadenstimme zu folgen, die uns so lieblich nur zum Vertrauen und Hoffen aufruft und das Wollen und Vollbringen selbst in uns zu wirken verspricht. Tiefer, als wir es uns vorstellen können, liegt gleichwol jene Eigenliebe in unserer Natur, und fürchterlicher, als es uns, nach einer wohlthätigen Einrichtung Gottes, im Anfange scheint, ist

der Kampf, den ein eifriger Christ oder ein wahrer Mensch — denn das ist eins — mit ihr zu kämpfen hat. Wenn wir uns schon schmeicheln mit dem Siege, dann fallen wir unter Versuchungen und Anfechtungen so tief, daß wir uns unserer selbst wundern müssen — und verzweifeln würden, wenn unser Glaube nicht auch bereits in der Zwischenzeit stärker geworden wäre, oder, was mit andern Worten Dasselbe ist, wenn wir Gott nicht wirklich schon näher wären und von ihm, neu gestärkt, wieder aufstünden. Ich rede nicht von unserer Rückkehr zu den gröbsten Vergehungen, obgleich die Schrift mit Beispielen wimmelt, daß auch diese schwachen Zwittergeschöpfe bei uns nicht selten sind; sondern ich rede von einer Betäubung, worein wir zuweilen verfallen, wo gleichsam das Vermögen, uns an unsere großen und gewohnten Trostgründe zu halten, in uns erstirbt, von einer Entkräftung der Seele, die an gewissen Tagen und Augenblicken uns überfällt, wo die Welt und Alles, was sie Reizendes hat, sich mit unserer Particularlage verbindet, um uns zu bestürmen. Hier ist der Fall, wo Hülfe des Freundes manchmal in Gottes Hand das Mittel ist, unserm innern Triebe neue Stärke zu geben oder ihm Luft zu machen. Wie gern wird nicht jeder Rechtschaffene sich das Glück wünschen, eine solche Hülfe in der Noth zu erhalten oder zu ertheilen.

Wann wird es doch endlich einmal dahin kommen, daß die Menschen einsehen lernen, die Quelle der edelsten, erhabensten Handlungen, deren wir fähig sein können, habe nichts mit den Begriffen zu thun, die wir uns von unserm lieben Herrgott und von dem Leben nach dem Tode und von dem Geisterreich machen? Wann wird man einsehen wollen, daß Patriotismus, Aufopferung seiner selbst, kurz Alles, was wir groß und bewunderungswürdig zu nennen pflegen, nichts Anderes als edelstes, reinstes Selbstgefühl ist und gänzlich auf einer feinern Art zu empfinden und sein selbst zu genießen beruht?

Nach den Umständen handeln ist nach dem Willen der Vorsehung handeln.

Haben wir von endlichen Wesen, insofern sie wirklich sind, keine Vorstellung (wohl aber das innige Bewußtsein ihrer Existenz, weil sie allein uns das Bewußtsein unserer eigenen Erfahrung gaben und geben konnten), so begreife ich wenigstens nicht den Versuch, sich von dem unendlichen Wesen, von Gott, eine Vorstellung machen zu wollen. Und gleichwol, kaum fangen wir nun an, die Idee: Gott, zu denken, so wollen wir sie auch schon in unsern Kreis bannen, in den Kreis, wo

Alles nur nach Einsicht und Vielheit, nach Thun und Leiden, nach Ausdehnung und Succession erkannt wird. Dies mit einem Wesen, welches von der Sphäre, von der Einschränkung frei ist, wovon jene Begriffe die angeborenen Folgen sind. — Was das Leben sei, welches in uns ist und außer uns auf uns zurückwirkt, wissen wir nicht, und des Lebens Leben möchten wir gern begreifen wollen? Oder was heißt es, Gott eine Vorstellungskraft, ein Bewußtsein, ein Denken, ein Handeln nach Absichten beilegen? Jedes von diesen Attributen ist und bleibt, wenn wir uns überhaupt nun etwas denken, Attribut des endlichen Wesens. Wenn wir von Gott gesagt haben, Er ist, so haben wir, glaube ich, das Einzige gesagt, was wir ohne Anthropomorphismus sagen können, und dieses Einzige ist wirklich Alles. Zu sein ohne Einschränkung muß herrlicher sein als zu sein mit Einschränkung, und Empfinden, Denken sind nur Arten des letztern.

Christus versuchte es nie, die Gottheit begreiflich zu machen. Das einzige Bild, das er sich erlaubte, und zugleich das hinreißendste, war die Liebe. Er empfahl Glauben an Gott und Vertrauen auf die Liebe Dessen, der selbst lauter Liebe ist; und er versprach in diesem Glauben eine Ver-

einigung, durch welche Erkenntniß allein möglich wird. Damit öffnete er eine Thür zur Beruhigung Aller, die sich an ihrer Unwissenheit und an der Hingebung in das Bewußtsein einer Alles erfüllenden Realität begnügen; und zur ausschweifendsten Schwärmerei Aller, die sich einer zügellosen Einbildungskraft überlassen, weil sie die Vernunft als Richterin des Unendlichen verwerfen und nicht zugleich gewahr werden, daß auch der Einbildungskraft der Eingang in jenes Heiligthum nicht offensteht.

Wer für Offenbarung empfänglich ist, freue sich ihrer; wer sich ohne Offenbarung nicht zu rathen weiß, der bitte um Glauben oder um Geduld und hüte sich vor Schwärmerei. — Keiner verachte den Andern.

Der Moment, in dem wir leben, ist unser; das Vergangene ist ein Traum, und das Zukünftige existirt erst, wenn es nicht mehr zukünftig ist. An Leib und an Seele sind wir heute nicht mehr, was wir gestern waren, morgen nicht mehr die heutigen. Alles ist Kreislauf, Alles Veränderung, und doch gründet sich das Angenehme, das Einschmeichelnde der Idee der Fortdauer nur auf die

Idee der Identität. Diese weggenommen kann es gleichviel sein, ob der Lichtfunke, der mich heute beseelt, über ein Kleines im Aether der Milchstraße, oder im Lichtmeer der Sonne, oder in einem Atom des Veilchens lebt, das auf meinem Grabhügel wächst, oder ob er sich neue Organe aneignen, neue Eindrücke annehmen, ein neues Gedächtniß sich bilden und in neuen Verhältnissen schweben kann.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.